Anna Jogszis.

Vom Verfasser

der

neuen deutschen Zeitbilder, der Verbrecher

u. s. w.

Drittes Bändchen.

Leipzig,

Hermann Schultze.

1856.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

1.

Der Bockheiliger.

Am kurischen Haff liegt das litthauische Dorf Inse. Es liegt an dem inneren, südöstlichen Ufer, etwa in der Mitte der Länge des Haffs, dort wo in dieses ein Wasser, gleichfalls Inse genannt, einmündet. Dieses Wasser erstreckt sich nur eine kurze Strecke weit in das Land hinein, ist bei dem Dorfe Inse etwa funfzig bis sechzig Schritte breit und nicht fließend. Es wird zwar in der Gegend als ein Strom bezeichnet, ist aber der Wahrheit nach nur ein schmaler Arm des Haffs, der sich in das Land hinein erstreckt. Das Dorf Inse besteht aus zwei Theilen, von denen der eine Groß-Inse, der andere Klein-Inse heißt. Das ganze Dorf wird auch Groß-Inse genannt, zur Unterscheidung von einem anderen, Klein-Inse genannten Dorfe, das, eine halbe Meile von jenem entfernt, mehr südlich am Haffe liegt. Beide Theile des Dorfes werden nur durch jenen sogenannten Strom, die Inse,

von einander getrennt. Groß-Inse liegt am linken, südlichen, Klein-Inse am rechten, nördlichen Ufer der Inse. Die äußersten Häuser beider Theile des Dorfes, oder beider Dörfer, erstrecken sich fast unmittelbar bis an das Haff selbst.

Das Dorf liegt in der tiefsten Niederung, und in dem abgeschiedensten Winkel derselben. Man kann nur zu Wasser hingelangen, auch nur von der Landseite her, in Kähnen oder Nachen auf den vielen kleinen Flüssen und Gräben, die das Land nach allen Richtungen hin durchziehen.

Die Lage des Dorfes in jenem abgeschiedenen Winkel ist eine eigenthümlich anmuthige. Das Haff hat dort beinahe seine größte Breite, von fast sieben Meilen; von der gegenüberliegenden Nehrung sind kaum einzelne höhere Punkte zu sehen. Sie blicken, wie halb verschwimmende Wolkensäume über die Wogen des Wassers herüber. Nach links und rechts sieht das Auge nichts, als die ungeheure Wassermasse, und man kann meinen, das offene, unendliche Meer vor sich zu haben.

Noch immer, trotz Herrn Superintendenten Wilmsen. Der gute Mann schrieb schon vor vielen Jahren einen preußischen Katechismus für die preußischen Volksschulen, empfohlen von den preußischen Behörden,

daher denn natürlich ein Buch voll von specifisch preußischem Patriotismus. Darin versichert er denn auch natürlich der preußischen Jugend, daß es kein gesegneteres und glücklicheres Land in der Welt gebe, als ihr preußisches Vaterland, das daher denn auch jährlich zunehme an Zahl der Einwohner und Größe des Gebietes. Größe des Gebietes? Jährlich? Allerdings, und der patriotische Verfasser belehrt darüber die wißbegierige preußische Jugend und die erstaunten anderen Leute dahin, daß der liebe Gott, der natürlich Preußen ganz besonders wohlwolle, alle Jahre an der kurischen Nehrung Land anschwemmen lasse, und so Preußen alle Jahre größer mache. Die kurische Nehrung besteht nun freilich meistentheils nur aus dem unfruchtbarsten Flußsande, besonders unmittelbar an ihren beiden Ufern, sowohl dem See- als dem Haffufer. Es ist ferner wahr, daß nach der See hin das Land von Jahr zu Jahr sich mehr abspült, so daß das Meer schon ganze Dörfer nach und nach verschlungen hat, so das Geburtsdorf Rhesas. Die Leute der Gegend behaupten, daß man die verschlungenen Häuser und Dörfer noch auf dem Grunde des Meeres sehen könne, wie zu Zeiten die vor vielen Jahrhunderten vom Meere verschlungene pommersche Stadt Julin, die so reich war, daß die Straßen mit Thalern gepflastert waren.

Indeß, wie dem Allem auch sein mag, die kurische Nehrung ist, vom Dorfe Inse aus gesehen, noch immer so schmal und niedrig geblieben, daß man nur ihre höheren Punkte in grauer Ferne verschwimmend vor sich sieht, trotz Herrn Wilmsens Patriotismus.

Uebrigens wollen wir weder Herrn Wilmsen, noch seinen Patriotismus angreifen. Beide erscheinen nur kindlich naiv gegenüber den Ueberschwänglichkeiten, mit denen in neuerer Zeit zum Beispiel Herr Ludwig Napoleon die Freiheit ausrufen läßt, durch die er Frankreich beglückt habe: „au milieu d'une de ces périodes de gloire et de prospérité que Dieu n'accorde qu'à la France;“ oder mit denen die preußischen Kreuzritter sich selbst und die Existenz des Teufels loben, oder die Gothaer sich und ihre Werke gegenseitig anpreisen, politische wie literarische, ihren Verrath wie ihre Geschichten und Gedichte, von ihren Heroen, den Allerbesten und Alleredelsten an bis hinunter zu den Schlepp- trägern in den Grenzboten und anderen verwandten Blättern, die vor Erstaunen, Bewunderung und Entzücken die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn Einer von ihnen ein Buch geschrieben hat, ganz wie ehemals die Freunde Gottscheds, als dieser seinen Julius Cäsar geschrieben hatte, ausposaunten, daß die Welt nun endlich eine wahre Tragödie habe, gegen

welche alle Tragödien des Sophokles nichts seien und an welche heranzureichen irgend ein Sterblicher sich nicht weiter gelüsten lassen solle. Freilich war auch der selige Gottsched kindlich naiv gegenüber diesen neuen Gottscheden. —

Das Dorf Inse liegt anmuthig an dem breiten, kaum übersehbaren Haff. Weil es in der tiefsten Tiefe des schweren, stets feuchten Erdreichs liegt, hat es auf der linken Seite der Inse sich künstliche Erhöhungen schaffen müssen, um darauf einiges Gemüse und Korn zu ziehen. Das Dorf lehnt sich dadurch nach dieser Seite an eine, oder an mehrere kleine Anhöhen an. Von diesen hat man einen reizenden Anblick in die Tiefe. Unmittelbar zu seinen Füßen sieht man den breiten, immer ruhigen und klaren Strom mit seinen niedrigen, aber von dem üppigsten Grase bedeckten Ufern. Funfzehn bis zwanzig Schritte weit bedeckt zu beiden Seiten dieses Gras die Ufer, so die schönsten Wiesen bildend, die hin und wieder durch die zu dem Strome führenden Pfade durchschnitten sind. Zu beiden Seiten dieser Wiesen erheben sich die Häuser des Dorfes, einfache, nicht immer ärmliche Fischerhütten, zwischen ihnen, auf der rechten Seite der Inse, die Kirche des Dorfes — denn Inse gehört zu den wenigen Kirchdörfern der Niederung — ein kleines, weißes,

von Bäumen umgebenes Gebäude, mit einem niedrigen, grauen Thurme darüber; nicht weit davon in einem jetzt leider verwüstet daliegenden Garten das Pfarrhaus, ehemals weiß und mit glänzend rothen Ziegeln gedeckt, jetzt verfallen, grau, mit verwittertem Dache; nicht weit davon noch verfallener und verwitterter das Schulhaus.

Gleich hinter Klein-Inse dehnt sich das Haff aus, unübersehbar bis auf die grauen Punkte der Nehrung in weitester Ferne.

Das Dorf liegt still und einfach da.

Auch die Beschäftigung seiner Bewohner ist eine stille und einfache, und wenn man auch sehr häufig den durch seine Mitte sich ziehenden Strom, der seine Straße, seinen Markt, den einzigen Weg, die einzige Ader seines Verkehrs bildet, belebt und geschäftig sieht, so sind doch auch dieses Leben und diese Beschäftigung still und geräuschlos. Die Bewohner des Dorfes Inse leben von der Fischerei im kurischen Haff. Diese macht ihre einzige tägliche Beschäftigung aus, so lange Strom und Haff vom Eise frei sind. Des Morgens in der frühesten Frühe belebt sich der Strom. Schiff an Schiff, Nachen an Nachen, die in der Nacht angekettet am Ufer gelegen hatten, füllen sich, mit Mann und Frau und Kindern, mit Fischnetzen, mit Haken und

Rudern, mit dem Nahrungsvorrath für den ganzen Tag. Es entsteht plötzlich eine ungemeine Regsamkeit auf dem Wasser, auf welchem bis dahin eine Todesstille geherrscht hatte. Aber sie wird selten durch ein Geräusch unterbrochen. Die Vorbereitungen zu der Abfahrt und die Abfahrt selbst in dem ruhigen Wasser veranlassen gar keinen Lärm. Die Abfahrenden bekümmern sich einer um den anderen nicht, und sind unter sich still. Die Fischer sind überall schweigsam; ihre wartende, lauernde Beschäftigungsweise bringt es mit sich. Die Schiffer am Haff haben dazu den Glauben, daß durch Rufen und Schreien die Fische verscheucht werden. So fahren sie denn auch des Morgens still und schweigsam ab, der Tag findet sie schweigsam, und es prägt und bildet sich ihre schweigsame Natur aus. So ist der ganze litthauische Fischer am kurischen Haff ein stilles Wesen.

Die Vorbereitungen zu der Abfahrt sind schnell getroffen, die Abfahrt ist eben so schnell bewirkt. Alles sticht zu gleicher Zeit in das Haff. Funfzehn Minuten später, nachdem der Strom lebendig geworden war, liegt er wieder todt da, todt und zugleich leer von den Kähnen, die er während der Nacht beherbergt hatte. So bleibt er den ganzen Tag. Kein Nachen ist auf seinem Wasser, kein Mensch an seinen Ufern

zu erblicken. Nur selten kommt aus einer der Hütten ein vor Altersschwäche schon zitternder Greis, oder eine alte, oder kränkliche Frau hervor, um sich in dem duftenden Grase in die Strahlen der Sonne zu legen, in die Arme des einzigen Arztes, den man, einen polnischen Bündeljuden hin und wieder abgerechnet, in jener abgeschiedenen Gegend kennt. Zuweilen gleitet auch wohl still und langsam ein kleiner Nachen von einem Ufer zum anderen, zum gegenseitigen Besuche oder zu irgend einem Geschäfte der wenigen, in dem Dorfe zurückgebliebenen Personen.

Erst der Abend bringt das Leben des Morgens zurück. Mit dem Sonnenuntergange kehren die am Morgen ausgezogenen Schiffe und Kähne heim, freilich nicht alle; denn ein großer Theil ist mit der Beute des Tages sofort vom Haff aus zum Verkaufe derselben weiter gefahren, nach Memel, den Memelstrom hinauf nach Tilsit, nach Labiau, nach Schaacken, dem Stationsorte für Königsberg. Heimgebracht wird, was gedörrt, gesalzen oder sonst zum Verkaufe erst zubereitet werden muß. Dies ist die Beschäftigung der älteren Leute und der schwächlicheren Frauen, die im Hause zurückgeblieben sind. Die Rückkehr gleicht der Abfahrt; sie geschieht eben so schnell, eben so geräuschlos, eben so schweigsam. Die Schiffe kommen meist gleichzeitig

zurück. Funfzehn bis zwanzig Minuten nach ihrer Rückkehr ist der Strom, den nun auch die Nacht umfängt, wie ausgestorben.

Das ist das Bild des Fischerdorfes Inse am kurischen Haff, zu der Zeit, wenn Strom und Haff vom Eise frei sind. Zu der anderen Zeit sieht man in jenem Norden freilich eben nichts Anderes, als Eis und Schnee. Dann entdeckt auch dort, wo Inse liegt, das Auge keinen Strom, kein Ufer, keine Wiese, keine Kähne, selbst kaum die Fischerhütten; Alles ist mit Schnee bedeckt, von Schnee umhüllt.

Zu jener freien Zeit bietet auch der Sonntag ein etwas anderes Bild dar. Strom und Haff sind dann völlig leer und unbelebt. Kein Kahn zieht des Morgens auf Beute aus; keiner kehrt des Abends mit Beute zurück. Nur wenn die Glocken auf dem rechten Ufer zur Kirche rufen, fahren einige Nachen von dem linken Ufer zur Kirche hinüber, um nach einer Stunde zurückzukehren. Darauf ist der Strom wieder ohne Leben, und so bleibt er den ganzen Tag. Dagegen sieht man an den Sonntagen mehr Leben zwischen und hinter den Häusern. Man geht an diesen Tagen der gewöhnlichen, regelmäßigen Beschäftigung, dem Fischen, nicht nach. Wohl aber sind sie anderen Beschäftigungen gewidmet, namentlich dem Ausbessern

der Fischernetze und der Häuser und dem Bestellen der Gärten.

In einem kleinen Einliegerhause des Dorfes Wolfsberg, in einem kleinen, niedrigen Kämmerchen lag auf einem Strohlager ein litthauischer Knabe. Der Bursch und das Strohlager waren die einzigen Gegenstände in dem kahlen, nackten Kämmerchen. Der Knabe trug die Tracht der Litthauer der tieferen Niederung. Sein Wandrock war dunkelbraun und lang, beinahe bis zu den Knöcheln hinunterreichend. Auch sein blondes Haar war nach der Sitte der tieferen Niederung sehr kurz geschnitten. Er lag auf dem Strohlager völlig angekleidet, ohne Schlaf, vielmehr, wie es schien, mit großer Aufmerksamkeit, gar Aengstlichkeit, nach jedem Geräusche, das sich in der Nähe oder in der Ferne erheben mochte, hinhorchend.

Es war Nacht, Mitternacht schon vorbei. Die Nacht war still und dunkel.

Nach einiger Zeit ließen sich draußen unter dem einzigen, schmalen und niedrigen Fenster der Kammer leise Fußtritte vernehmen. Sie kamen näher, sie hielten draußen unmittelbar unter dem Fenster an. Der litthauische Knabe erhob sich von seinem Strohe und trat vorsichtig an das Fenster. An dieses wurde leise von außen geklopft.

Ansas! flüsterte eine Stimme.

Gustav! antwortete der Knabe, halb laut, indem er rasch das Fenster öffnete.

Leise, leise, ermahnte die Stimme draußen.

Wie steht es? fragte der Knabe leiser.

Gut. Wir können auf der Stelle aufbrechen.

Gottlob!

Wir müssen aber auch, es ist die höchste Zeit.

Wir werden auch hier verfolgt?

Leider. Sind Sie bereit, sofort unsern Weg anzutreten?

Gewiß.

Das Gespräch wurde von beiden Seiten in deutscher Sprache geführt.

Der Knabe stieg in das geöffnete Fenster. Der Mann draußen — es war ein litthauisch gekleideter junger Mann — breitete ihm seine Arme entgegen; der Knabe sprang hinein, der Litthauer ließ ihn sanft zur Erde nieder. Der Litthauer schob dann das Fenster wieder an, und Beide entfernten sich von dem Hause und von dem Dorfe.

Sie gingen auf einer schmalen Landstraße, die sie nach Norden zu führte. Sie gingen fortwährend zwischen den hohen, wogenden Kornfeldern der Niederung.

Sie gingen schweigend, so lange sie noch in der Nähe des Dorfes waren. Nach einer Weile begann der litthauische Knabe zu sprechen.

Es steht gut, sagten Sie? fragte er seinen Begleiter.

Ja! antwortete dieser, mit einem tiefen Seufzer.

Das Gespräch wurde, wie vorhin, deutsch geführt.

Alles, Gustav? fragte der Knabe, halb theilnehmend, halb ängstlich.

Der Andere antwortete nicht sogleich. Er fuhr mit der Hand nach den Augen, als wenn er diese trockne. Dann sagte er, aber mit einer Stimme des herbsten Schmerzes, der tiefsten Trauer:

Eigentlich Alles!

Gustav, verstehe ich Sie recht? fragte der Knabe, aber nur noch im Tone der innigsten Theilnahme.

Meine Mutter ist todt! Ihr ist wohl!

O Gott! Die Arme! Sie armer Gustav!

Gustav Walter ging weinend weiter.

Der Knabe folgte ihm still.

Sie gingen lange so. Endlich unterbrach der Knabe das Schweigen.

Erzählen Sie mir, Gustav, sagte er, es wird Ihnen das Herz erleichtern.

Erleichtern? rief der junge Mann. Unter welchen Schmerzen und Qualen mag sie gestorben sein! Und ich bin die Ursache ihres Todes! Ihr Mörder!

Erzählen Sie mir, Gustav. Wer hat Ihnen die Nachricht ihres Todes gebracht?

Sie war in Tilsit verbreitet. Man erzählte sich davon in dem Kruge, auf dem Markte.

Und was erzählte man?

Eine Geschichte der Grausamkeit, der russischen Barbarei. Freilich, wie man deren so viele hört. Aber dennoch immer nur wieder mit neuem Entsetzen. Sie ist an Ketten gelegt; sie hat gehungert; man hat sie geschlagen, bis sie Alles gestehe, bis sie den desertirten Sohn herbeischaffe.

Wildes Schluchzen, wilde Thränen unterdrückten die Worte des jungen Mannes.

Auch der Knabe weinte, aber still.

Sie erreichten den Saum der Niederung links von der Gilge. Die Kornfelder hörten auf. Vor ihnen her zog sich ein langer, dunkeler Streif erhöheten Landes. Es war der Gilgedamm. Ueber ihn herüber blickte eine Gruppe hoher Bäume; zwischen diesen zeichnete sich am Horizont das Dach eines langen und hohen Gebäudes ab.

Die Landstraße führte quer über den Damm.

Sie erreichten die Höhe des Dammes. Etwa funfzig bis sechszig Schritte von ihnen rauschte unten, in seinem tiefen und breiten Bette der Gilgestrom. Das Auge ließ ihn in solcher Entfernung das Dunkel der Nacht nicht erkennen. Wohl aber konnte man sehen, wie eine Menge Masten und Segel von Schiffen, die auf dem Strome still lagen, sich an dem Nachthimmel abzeichneten. Von der Seite links lag auf einer Erhöhung zwischen dem Damme und der Gilge ein langes hohes Haus, mit einigen kleineren Nebengebäuden, es war der Krug von Sköpen. Mehrere schlanke und hohe Pappeln, selten in jener Gegend, umgaben ihn.

Gustav Walter machte auf der Höhe des Dammes Halt. Er blickte zurück nach der Gegend, aus der sie gekommen waren. Es war dieselbe Richtung, in welcher seine verlassene Heimath lag.

Ihr ist wohl, sagte er. Sie ruhet, dort, dort. Sie ruhet endlich! —

Der Knabe trat an den jungen Mann heran und nahm dessen Hand.

Sie ruhet, sagte er, und ihr Geist wird am Throne Gottes um Segen für den geliebten Sohn bitten.

Amen!

Sie überschritten den Damm.

Gustav Walter schritt nicht auf den Krug, sondern in gerader Richtung auf die Gruppe der Schiffe in der Gilge zu. Der Knabe folgte ihm.

Wir müssen, sagte er zu dem Knaben, sofort auf jene Seite des Stromes. Ich sage Ihnen den Grund, wenn wir drüben sind.

In der Kajüte eines der Schiffe war Licht. Das Schiff lag dicht am Ufer. Gustav Walter hielt vor demselben an.

Heda! rief er halb laut nach dem Schiffe hinüber.

Aus der Kajüte des Schiffes kam alsbald Jemand auf das Verdeck. Es war einer von den Schiffsleuten.

Wer da? fragte er auf Deutsch.

Setztet Ihr uns wohl, bat Gustav Walter, für ein Trinkgeld auf die andere Seite über? Der Fährmann schläft.

Für ein Trinkgeld? O ja!

Der Mann stieg in einen kleinen Nachen, der angebunden neben dem Schiffe lag, lös'te ihn ab, ruderte damit an das Ufer, und nahm die beiden Nachtwanderer darin auf.

Das Schiff, aus welchem der Mann kam, war einer jener langen sogenannten Oderkähne, die jährlich in Menge aus der Ostsee die Memel hinauffahren, bis nach Kauen (Kowno) hin, hier allerlei Ladung

russischer Producte aufnehmen, die sie dann die Memel wieder hinunter führen, den größeren Theil nach Memel und von da weiter in die Ostsee hinein, einen kleineren aber die Gilge hinunter in den Friedrich-Wilhelms-Kanal nach Königsberg zu.

Der Schiffer war ein Deutscher, ein Matrose, verschlafen. Er bekümmerte sich um die beiden Personen, die er über den Strom setzte, nicht viel. Am anderen Ufer bekam er sein Trinkgeld; die beiden Reisenden stiegen aus; er ruderte zu seinem Schiffe zurück.

Amen, das Wort des Friedens, hatte Gustav Walter gesprochen. Er hatte damit den lauten, heftigen Schmerz von sich geworfen. Nur noch eine stille Trauer lag über seinem Wesen.

Justine, hob er zu seinem Begleiter, oder vielmehr zu seiner Begleiterin an, als sie, vom Ufer der Gilge sich entfernend, ihren Weg weiter fortsetzten. Es ist mir gelungen, Ihren Auftrag auszuführen.

Diesmal durchzuckte ein heftiger Schmerz die Begleiterin des jungen Mannes. Aber nur einen Augenblick lang.

Und wie? fragte sie.

Leider nicht ganz, wie ich wünschte. Ich habe verkaufen müssen.

Also ganz fort?

Ich bedaure, daß ich Ihnen das theure Andenken auch nicht einigermaßen erhalten konnte. Der Juwelier wollte sich auf ein Versetzen nicht einlassen.

Man muß schon zufrieden sein, daß Ihnen der Verkauf geglückt ist, versetzte die Begleiterin, die daran denken mochte, welchen anderen, größeren Verlust für immer ihr Gefährte zu betrauern hatte.

Hier ist der Erlös, sagte der junge Mann. Er ist freilich auch nur ein geringer, dem Werthe des schönen Juwels gewiß nicht angemessen; aber ich konnte nicht mehr dafür bekommen.

Man muß in solcher Lage darauf gefaßt sein, Gustav.

Nehmen Sie, Justine.

Behalten Sie das Geld. Sie können es besser bewahren und beschützen als ich.

Es ist Ihr Eigenthum.

Nicht auch das Ihre?

Nein.

Gustav, verdanke ich nicht Ihnen meine Rettung? Alles?

Ich bitte Sie, nehmen Sie das Geld.

Der junge Mann sprach Alles kurz, in einem Tone des Leidens. Das konnte trotz seines entschlossenen Charakters bei seiner Trauer über den Verlust

der Mutter nicht auffallen. Aber man konnte meinen, in seiner Stimme auch noch außerdem den Ausdruck einer gewissen Kälte, einer Scheu, selbst einer Empfindlichkeit zu bemerken. Seiner Begleiterin fiel dies wenigstens auf.

Sie nahm das Geld von ihm an, aber indem sie es nahm, sagte sie, und nicht ohne Schüchternheit, beinahe Aengstlichkeit:

Sie haben noch etwas auf dem Herzen, Gustav?

Ich? erwiederte der junge Mann ausweichend.

Gewiß. Was verbietet Ihnen, offen gegen mich zu sein?

Ich habe Ihnen noch mitzutheilen, warum wir von unserem früheren Fluchtplane abwichen, und diesen Weg in der tiefen Niederung hier verfolgen.

Das meinte ich nicht, Gustav. Auch Sie wissen, daß ich das nicht meinte. Sie wollen mir ausweichen.

Ich denke nicht. Unsere Flucht liegt uns am nächsten.

Es sei. Erzählen Sie!

Schon in Tilsit erfuhr ich, daß von dort aus die Behörden russischen Flüchtlingen nachsetzen, die ihren Weg nach der Niederung genommen hätten. In einem Dorfe in der Niederung hörte ich durch einen Zufall, daß man die Flüchtlinge in dem Dorfe Wolfsberg ver-

muthe. Man war also auf unserer Spur. War man richtig auf ihr bis Wolfsberg, so war anzunehmen, daß man auch unseren weiteren Plan kannte, mit einem Schiffe die Gilge hinunter zu gehen. Dieser Plan mußte also aufgegeben werden. Sind Sie einverstanden?

Vollkommen. Welchen neuen Plan haben Sie dafür gefaßt?

Ich kenne aus meiner Jugend dieses Land. Am kurischen Haff liegen mehrere Dörfer, die einen lebhaften, täglichen Fischhandel nach Memel treiben. Eins derselben ist das Dorf Inse. Von dort aus wird uns ein Fischerboot gern aufnehmen und auf die Nehrung bringen. Wir können so um desto sicherer entkommen, da diese tiefe Niederung fast außer allem anderen Verkehr als jenem Fischhandel liegt, und zudem, da Wagen und Pferde in ihr nicht fortkönnen, eine Verfolgung hier sehr schwierig ist.

Wir sind also auf dem Wege nach dem Dorfe Inse? fragte die Begleiterin des jungen Mannes.

Nach meiner Berechnung muß dieser Weg uns dahin führen. Genauer nach dem Wege erkundigen durfte ich mich nicht, um uns nicht zu verrathen. Jedenfalls müssen wir aber bald, wenn wir immer weiter die Richtung nach Norden verfolgen, in die Gegend

kommen, in welcher man nur noch auf dem Wasser weiter kann. Wir miethen dann einen Nachen und schneiden so den Verfolgern unsere Spur ganz ab.

Gustav Walter hatte auch ferner in jenem halb kalten, halb scheuen, zurückhaltenden Tone gesprochen.

Seine Begleiterin war unruhiger geworden, wie es schien weniger durch die mitgetheilten Nachrichten als durch den Ton ihrer Mittheilung.

Sie hörten von russischen Flüchtlingen? fragte sie.

Ja.

Nannte man sie?

Gustav Walter besann sich eine Weile.

Ja, sagte er dann wieder kurz.

Und welche Namen? fragte zögernd die Begleiterin weiter.

Der junge Mann antwortete nicht. Er ging, mit sich selber kämpfend, voran.

Welche Namen, Gustav? wiederholte die Begleiterin, dringend, unruhiger.

Der junge Mann faßte einen Entschluß.

Justine heißen Sie? fragte er seine Begleiterin, ihr fest in die Augen blickend.

Sie erröthete, sie mußte die Augen niederschlagen.

So habe ich mich Ihnen genannt, antwortete sie langsam und leise.

Sie sind eine Deutsche?

Die Begleiterin schwieg, in großer Verwirrung.

Sie waren, fuhr der junge Mann fort, Gesellschafterin bei einer adligen russischen Familie? Ein eigenthümliches Schicksal zwang Sie, Rußland flüchtig zu verlassen, und umgiebt Sie zugleich mit eifrigen Verfolgern?

Er hatte kälter, beinahe hart gesprochen.

In einem weicheren Tone der Stimme setzte er hinzu:

Nicht wahr, Justine, so erzählten Sie mir?

So erzählte ich Ihnen, antwortete unter hervorbrechenden Thränen das Mädchen.

Gustav Walter schwieg. Er kämpfte wieder mit sich, ob er fortfahren solle. Die Thränen des Mädchens erweichten sein Herz nicht. Sie schienen es vielmehr mit einer immer härteren Kruste umzogen zu haben. Er schritt schweigend weiter.

Aber der inneren Unruhe seiner Begleiterin war dieses Schweigen unerträglich.

Gustav, sagte sie, seien Sie offen gegen mich. Ich werde es gegen Sie sein. Welchen Namen haben Sie gehört?

Man nannte gar keinen Namen, antwortete er wieder kurz.

Gleich darauf fuhr er fort:

Man sprach von einer russischen Gräfin, die verfolgt werde.

Sie schlug die Augen nieder.

Man sprach noch mehr? sagte sie leise, kaum hörbar.

Er antwortete nicht.

Man sprach noch mehr, Gustav? wiederholte sie.

Ja.

Und was? Ich beschwöre Sie, Gustav.

Sind Sie die Gesellschafterin, Justine?

Sie schwieg.

Sie wollten gleichfalls offen gegen mich sein.

Wohlan. Seien Sie aber auch vollständig aufrichtig gegen mich.

Nein, nein, schweigen Sie. Es ist so besser.

Der junge Mann schien auf einmal die Entdeckung der Wahrheit zu fürchten.

Seine Begleiterin gewahrte es. Um so unwiderstehlicher schien es sie zu der Entdeckung hinzudrängen.

Was ihn fürchten lassen, was sie drängen mochte, sie konnten unzweifelhaft volle, klare Auskunft darüber sich nicht geben.

Gustav, sagte sie, Sie sind mein Retter gewesen;

Sie haben Ihre Freiheit, Ihr Leben für mich eingesetzt. Sie setzen sie noch ein, um mir Freiheit und Leben ganz wiederzugeben. Ich kann, ich darf kein Geheimniß mehr vor Ihnen haben. Sie werden den Grund einsehen, warum ich Ihnen bisher die Wahrheit nicht gesagt habe, und Sie werden mich entschuldigen. Ganz kann ich sie Ihnen auch jetzt nicht entdecken. Es liegen Geheimnisse vor, die nicht mir gehören. Ich bin nicht die Gesellschafterin einer adligen russischen Familie, ich gehöre dieser Familie selbst an. Auch meinen Namen dürfen Sie erfahren. Er ist Ihnen nicht unbekannt. Der Graf Adalbert Szillgowski, Ihr bisheriger Herr, ist mein Oheim; ich bin die Tochter des Grafen Joseph, Lydie —.

Gustav Walter war bleich geworden.

Nicht Erstaunen hatte ihn ergriffen, nicht jene Scheu, die der Niedere gegenüber dem Höheren in unserem socialen Leben so häufig, und bei unseren socialen Verhältnissen noch immer so natürlich, empfindet. Ein tiefer Schmerz wühlte plötzlich wieder in seinem Innern. Ein eben so tiefer, wie der über den Tod, den schrecklichen Tod seiner Mutter, und doch wieder ein anderer. Führte der Schmerz über den Verlust der Mutter zu einer stillen, wenn auch schweren Trauer, so schien dieser Schmerz zur Wuth, zur Ver-

zweiflung führen zu müssen. So heftig zuckte das bleiche Gesicht, so brannten in diesem die dunkelen Augen.

Seine Begleiterin bemerkte seinen Zustand. Es war, als wenn sie den Grund ahne. Einen Augenblick lang war sie unschlüssig, ob sie weiter sprechen solle. Der Stolz der Gräfin mochte es ihr verbieten wollen, der Stolz des Weibes forderte es von ihr.

Gustav, sagte sie, ich bin jetzt offen gegen Sie gewesen, so offen, als ich es sein konnte. Seien nun auch Sie es.

Gnädige Gräfin, erwiederte der junge Mann —

Sie unterbrach ihn.

Nicht in diesem Tone, Gustav. Lassen Sie uns unser bisheriges Verhältniß beibehalten. Sie haben mich als Justine gerettet. Lassen Sie mich Ihnen keine andere sein. Ich bin abergläubisch. Dieses Verhältniß wird unsere Befreiung weiter begünstigen. Nennen Sie mich ferner Justine, wie ich Sie Gustav nenne. Geben Sie mir Ihre Hand darauf.

Der junge Mann gab ihr die Hand, aber schweigend, fast widerwillig.

Und nun, Gustav, was haben Sie mir noch zu sagen? Sie haben etwas auf dem Herzen. Sprechen Sie es aus.

Der junge Mann schwieg.

Wird es Ihnen so schwer?

Er kämpfte von neuem mit sich selbst.

Es ist mir unmöglich, antwortete er.

Auch das Gesicht der jungen Dame wurde bleich, auch ihre Augen brannten. Aber es war ein edler Zorn des Weibes, der darin brannte.

Gustav, sagte sie, ich habe eine dunkele Ahnung von dem, was Sie mir sagen könnten. Trügt sie mich nicht, so betrifft es meine Ehre. Sie zweifeln an dieser, sonst würden Sie mir vertrauen. Ein solcher Zweifel an meiner Ehre, gar nach einer Richtung hin, die ich nicht einmal kenne, duldet uns nicht ferner beisammen. Sie sind offen gegen mich, oder wir trennen uns, auf der Stelle.

Sie wären verloren! rief der noch immer unentschlossene junge Mann.

Ich schwöre es Ihnen.

So sei es denn! Man sprach in Tilsit, die russische Gräfin werde als Kindesmörderin verfolgt.

Die Gräfin sank zusammen.

O mein Gott, schrie sie auf. Der Bösewicht, der elende Bösewicht!

Ihre Augen schlossen sich, sie lag ohnmächtig an der feuchten Nachterde.

Der junge Mann stand vor ihr, zweifelnd, verzweifelnd.

Schuld oder Unschuld? rief er.

Die ersten Strahlen der Morgenröthe tauchten am Horizont auf. Sie fielen auf die schönen Züge, auf die feine Gestalt der Ohnmächtigen, die der fremden, groben Kleidung, in der sie dalag, einen besonderen Reiz verlieh.

Sie senkten sich erkältend in das Herz des jungen Mannes.

Schuld! antwortete er sich, mit jener eisigen Stimme einer Wuth, wie die eifersüchtige oder die betrogene Liebe sie erzeugt.

Seine Begleiterin erwachte. Sie sah fragend in sein Auge. Aber nur einen Augenblick lang. Sie erblickte die Kälte seines Herzens darin. Auch in ihrem Innern wurde es kälter.

Beide blickten einander scheu, entfremdet an.

Du Thor, schien sein Auge zu sagen, was kümmern den Gärtnerburschen die Geheimnisse, das Leben, die Ehre einer Gräfin!

Wie gleichgültig, sprach ihr Blick, muß es mir am Ende sein, was ein Diener von mir denkt; auch meine Ehre steht zu hoch für ihn.

Der Stolz der Gräfin hatte in ihr überwunden.

Nicht auch in ihm der Stolz des in der Gesellschaft niedriger stehenden, aber freien Mannes?

Er hob sie auf, sanft, aber kalt.

Die Zeit drängt, sagte er, wir müssen weiter. Erlauben Sie, daß ich Sie führe.

Sie sind so gut gegen mich, lieber Gustav!

Sie stützte sich auf seinen Arm, das leidende Gesicht freundlich, gütig zu ihm wendend, aber mit jener Güte und Freundlichkeit, die nicht frei von Beimischung der Herablassung ist.

Keins von ihnen sprach ein Wort weiter.

So setzten Sie ihren Weg in der Niederung fort.

Anfangs war die Gegend am rechten Ufer der Gilge noch völlig ähnlich der, aus welcher sie gekommen waren. Der Weg führte fortwährend mitten zwischen üppigen Saatfeldern. Bald trat einige Aenderung ein. Die Felder wechselten mit grünen Wiesen ab. So blieb es, bis sie die Grafschaft Rautenburg erreichten, auch noch eine Zeitlang in dieser. Als sie aber die Hälfte dieser schönen Besitzung des Grafen Kaiserling von Osten nach Westen durchschritten hatten, nahm die Gegend einen völlig anderen Charakter an. Sie befanden sich in einer einzigen, großen Wiese, in der nur Bäche, Gräben und Erlenbüsche eine Abwechselung darboten. Am Ende derselben hob sich

das Land, aber nur wenig, um anstatt des hohen Wiesengrases und des niedrigen Erlengebüsches auf vielfach von Sumpf und Morast durchschnittenem Boden eine hohe Waldung von Fichten, Birken und Ellern, den letzten Rest der großen Ibenhorster Forst, zu tragen. Hier lebt noch der letzte Rest des Elennthieres in Litthauen. Sie durchschritten auch den Wald und befanden sich nun in jener unübersehbaren Wiese, die sich ununterbrochen bis an das kurische Haff ausdehnt. Bis zu einigen Bauerhäusern führte noch ein Landweg. Von da an gab es nur noch Wasserwege.

Das Glück begünstigte die beiden Wanderer. Sie fanden gleich in der Nähe des ersten Hauses in einem breiten Graben einen Nachen am Ufer liegen. In dem Nachen war ein litthauischer Knabe, träge mit Angeln beschäftigt. Gustav Walter und seine Begleiterin gingen auf ihn zu.

Bursch, redete Gustav Walter den Knaben an, kennst du die Wege nach den benachbarten Dörfern?

Ich kenne, war die träge Antwort.

Kannst du in deinem Nachen uns zu einem Dorfe hinfahren?

Ich kann.

Können wir gleich einsteigen und abfahren?

Ihr könnt.

Sie stiegen in den Nachen.

Der Knabe setzte sich auf die Ruderbank und nahm die Ruder auf.

Wohin? fragte er.

Nach Inse.

Der Knabe ließ die Ruder sinken.

Das ist weit, sagte er.

Du wirst gut bezahlt werden.

Aber ich werde vor Nacht nicht zurückkommen und ich habe keine Wegekost. Die muß ich mir zuerst holen.

Ich führe Wegekost bei mir, und auch Schnaps.

Auch Schnaps?

Die Augen des trägen Burschen leuchteten. Er nahm munterer die Ruder wieder auf, und setzte ohne Zögern den Kahn in Bewegung.

Der Bursch war in einem Stück nicht träge, in der Handhabung der Ruder. Er führte sie leicht, gewandt, rasch. Es war das einmal die gewohnte Beschäftigung seines Lebens. Der Kahn glitt schnell auf dem Wasser dahin.

Der Graben, eine der gewöhnlichen Wasserstraßen der tieferen Niederung, war schmal, höchstens zwanzig Fuß breit, aber sehr tief; mit gewöhnlichen Stangen wäre sein Grund nicht zu erreichen gewesen. Er floß

langsam, kaum bemerkbar, dem Haff zu, also in der Richtung, welcher der Kahn folgte. Sein Wasser war trübe. Hin und wieder war er mit den breiten Blättern und den weißen und gelben Blumen von mancherlei Wasserpflanzen bedeckt, nach beiden Ufern hin mit hohem Schilf. Die Ufer selbst waren niedrig; sie erhoben sich kaum einen bis anderthalb Fuß über das Wasser. Aber bis unmittelbar an ihren Rand reichte das hohe Gras der Wiesen, deren Saum sie bildeten. Es stand mannshoch; noch höher erhob sich zuweilen das Schilf des Wassers.

So fuhr der Kahn dahin, wie in einem tiefen Hohlwege, aber leichter, rascher und unhörbar. Nur Jemandem, der auf dem schmalen Wasser selbst sich befand, war er wahrnehmbar. Zu beiden Seiten auf dem Lande konnte man auch in der nächsten Nähe keine Ahnung davon haben, daß auf dem Wasserstreifen Leben und Bewegung sei, freilich auch nicht, daß dieser Wasserstreifen überhaupt sich daher ziehe.

Auch außerdem konnten die beiden Flüchtlinge ihre Spur als für jeden Verfolger verloren betrachten. Niemandem war ihr Vorhaben, die tiefe Niederung, namentlich das Dorf Inse aufzusuchen, bekannt. Vorher hatten sie nur zweimal bei Menschen angehalten, um einige Stärkung zu sich zu nehmen; ein-

mal als sie die alte Gilge passirten, und das zweitemal in einem abgelegenen Kruge am Saume der Ibenhorster Forst. In der tieferen Niederung hatte Niemand sie bemerkt, namentlich auch nicht von jenen Häusern aus, in deren Nähe sie den Kahn bestiegen hatten. Der Knabe, der diesen führte, hatte, seitdem er sie gesehen, mit keinem Menschen gesprochen.

Der Graben, auf dem sie fuhren, zog sich in mancherlei Windungen durch das Land, theilte sich manchmal in mehrere Arme, nahm neue Gräben in sich auf, vereinigte sich mit anderen. Je mehr er sich dem Haff nahete, desto breiter wurde er. Seine Strömung blieb dieselbe langsame, kaum bemerkbare.

Der Nachen glitt immer in derselben Weise leicht dahin. Schmal und leicht, wie er war, bedurfte er, um in seiner gleichmäßigen Bewegung zu bleiben, nur eines leisen Anschlagens der Ruder. Der Knabe führte diese wie mechanisch, ohne alle Anstrengung.

Die Mittagszeit war längst vorüber; die Hälfte des Wasserweges bis zu dem Dorfe Inse war zurückgelegt. Kein Kahn war den Reisenden bisher begegnet; kein Mensch hatte sie vom Ufer aus erblickt. Die Zeit der Heuernte war damals noch nicht da, und auch andere Arbeiten gab es in den Wiesen nicht. Die Reisenden hatten außer ihrem Nachen

nichts gesehen, als Wasser, Wasserblumen, Schilf und Gras.

Bei einer Biegung des Wassers gewahrten sie plötzlich vor sich einen Kahn. Er war schmal und klein wie der ihrige. Er fuhr in derselben Richtung wie sie. Es war nur eine einzelne Person darin, eine Frau, die selbst ruderte. Die Frau trug keine deutsche Kleidung; das litthauische Kopftuch konnte man erkennen; in der Entfernung war etwas Weiteres von ihrer Kleidung nicht zu unterscheiden. Sie ruderte mit starkem, kräftigem Arm, wie es schien, nicht ungeschickt. Man hatte vorher keine Spur von ihr bemerkt; sie mußte seit Kurzem aus einem der Seitengräben gekommen sein.

Die beiden Flüchtlinge sahen einander fragend an, als sie den fremden Kahn gewahrten.

Dann rief Gustav Walter seinem Ruderer leise zu:

Halt einen Augenblick!

Der Knabe hielt den Kahn an.

Führt dieser Graben noch zu anderen Dörfern als nach Inse? fragte der junge Mann den Knaben.

Nur noch zu einzelnen Gehöften.

Kennst du jene Frau?

Nein.

Der junge Mann wandte sich an seine Begleiterin.

Die Frau fährt rasch, sagte er; der Graben biegt sich häufig; ob wir warten, bis wir sie aus dem Gesichte verloren haben?

Bestimmen Sie, Gustav.

Gustav Walter besann sich noch, als die Frau in dem Nachen sich umsah. Sie erblickte den Kahn hinter sich. Sie blickte scharf hin. Sie ließ die Ruder ruhen.

Wir haben keine Wahl mehr, sagte der junge Mann.

Vorwärts! befahl er dem Führer seines Nachens.

Der Nachen setzte sich wieder in Bewegung. Die Frau hielt ihren Kahn noch immer an. Nach einigen Minuten waren beide Fahrzeuge neben einander.

Die Frau war jetzt näher zu erkennen. Es war eine große, starke Person, schon alt, aber noch außerordentlich kräftig und rüstig. Sie war sehr häßlich. Ihre Gesichtsfarbe war kupferig; die Nase hatte gelbe Flecken; die Augenbrauen, schon grau, hingen lang und buschig bis über die Mitte der Augen hinunter, wie man es wohl bei ganz alten Männern findet. Ihr Gesicht, dessen Züge übrigens nicht unregelmäßig waren, bekam dadurch etwas Männliches. Ihre Tracht war nicht die deutsche, aber auch nicht die der preußischen Litthauerinnen. Sie war szamaitisch. Ueber

einer grau und schmuzig grün gestreiften Marginne hing lose und schlotterig das lange, weit über die Hüfte, fast bis an die Kniee herunterreichende Wams der Szamaitinnen, von grobem, grauem Wand. Der große Körper der Frau sah darin fast unförmlich aus. Den Kopf, die Stirn bis unmittelbar an die grauen Augenbrauen hinunter, bedeckte ein enge anliegendes Kopftuch von gleichfalls schmuzigem, verschossenem Kattun.

In dem Kahne zu den Füßen des Weibes lag ein großer, sorgfältig umwundener Packen mit Riemen zum Tragen.

Die beiden Flüchtlinge wechselten Blicke der Verwunderung und Besorgniß über das szamaitische Weib in dieser Gegend.

Das Weib hatte die Beiden eine Zeitlang starr angesehen. Dann blickte sie nachdenkend vor sich hin. Als die beiden Nachen beisammen waren, setzte sie ihre Ruder wieder in Bewegung. Sie hielt gleichen Takt mit dem Knaben. Beide Nachen glitten so, auf dem schmalen Wasser, unmittelbar neben einander, fast einander berührend, dahin.

Das Weib hatte die Flüchtlinge nicht begrüßt. Diese begrüßten sie nicht. Der litthauische Knabe war gleichfalls stumm.

Eine Weile dauerte das stumme Nebeneinanderfahren fort. Das fremde Weib brütete still vor sich hin.

Auf einmal wandte sie sich an den Knaben in dem anderen Kahn.

Rudere schneller, schläfriger Bursch! rief sie ihm in litthauischer Sprache mit einer befehlenden, rauhen Stimme zu.

Zugleich setzte sie ihre eigenen Ruder in stärkere Bewegung.

Der Knabe that, wie unwillkürlich dem Befehle gehorchend, das Gleiche. Aber nur ein paar Augenblicke lang; dann kehrte er vielleicht eben so unwillkürlich in seinen gewöhnlichen, langsameren, obwohl verhältnißmäßig noch immer schnellen Takt zurück.

Der Nachen des Weibes gewann die Spitze.

Sie drehete sich nach dem Knaben um.

Rudere schneller! befahl sie wieder.

Aber der Bursch blieb jetzt, wie eine Maschine, in seinem gewohnten Takt. Er blickte nicht einmal auf; vielweniger antwortete er dem Weibe.

Die Szamaitin besann sich einen Augenblick. Dann wandte sie sich an die Flüchtlinge.

Wollt Ihr nach dem Dorfe Inse? fragte sie, gleichfalls Litthauisch.

Das hängt von Umständen ab, antwortete ihr Gustav Walter.

Wenn Ihr hinwollt, so müßt Ihr eilen, fuhr das Weib fort.

Warum?

Warum!

Sie lenkte ihren Kahn so, daß sie unmittelbar an die Seite der beiden Flüchtlinge kam, die auf der einzigen Bank des Nachens neben einander saßen. Dann sagte sie leiser, so daß der litthauische Knabe es nicht hören konnte:

Von Seckenburg aus sind Gendarmen auf dem Wege nach Inse. Sie folgen Euch in Kähnen.

Gustav Walter erschrak. Seine Begleiterin zitterte heftig.

Ja, ja, fuhr das Weib fort, zu der Dame sich wendend und mit weniger rauhem Tone ihrer Stimme, sie können dich erkennen, armer Knabe, wenn du dir auch die schönen blonden Haare abgeschnitten und einen gröberen Rock angezogen hast.

Beide erschraken heftiger. Sie sahen das Weib schärfer an, das sie zu erkennen schien und das sie nicht kannten. Sie forschten vergeblich in ihrem Gedächtniß, in den Zügen des alten, häßlichen Weibes. Einen Ton in der Stimme des Weibes glaubten sie

Beide schon früher einmal gehört zu haben, aber ihre ungewissen Blicke zeigten, daß sie sich auch darauf nicht näher besinnen konnten. Indeß, eine andere Gefahr war dringend und das Weib hatte sogar davor gewarnt.

Bursch, fahre schneller! sagte Gustav Walter zu dem rudernden Knaben. Du bekommst einen Gulden mehr.

Der träge Bursch schlug einige Minuten lang die Ruder schneller; aber bald arbeiteten die Arme wieder langsamer, wie vorher.

Das litthauische Weib hatte ihm mit Ungeduld zugesehen. Sie nahete ihren Kahn nochmals dem der Flüchtlinge. Sie legte ihn hart an diesen an.

Wollt Ihr wirklich nach Inse? fragte sie die Flüchtlinge.

Ja! antwortete bestimmt Gustav Walter.

Das Weib stand auf, nahm den Packen, der auf dem Boden ihres Kahnes lag und sprang damit in den Kahn der Flüchtlinge. Ihrem Kahne gab sie einen Stoß, daß er in das Schilf am Ufer flog.

In dem Kahne der Flüchtlinge begab sie sich sofort zu der Stelle, wo der Knabe ruderte.

Fort! befahl sie diesem kurz.

Der Bursch gehorchte wieder mechanisch. Er verließ die Ruderbank.

Sie setzte sich an seine Stelle, ergriff die Ruder, und schwang sie mit ihren kräftigen, raschen Armen, daß der Kahn wie ein Pfeil zwischen dem hohen Grase und dem noch höheren Schilfe der Ufer dahin flog.

Sie hatte nur das eine Wort zu dem Knaben gesprochen. Sie blieb auch ferner stumm.

Es war noch heller Tag, als der Kahn das Ende des Grabens erreichte. Der Graben verlor sich in einem breiten Strome. Auch in diesem floß das Wasser langsam, dem Auge kaum bemerkbar. Die Ufer waren gleichfalls niedrig, und zugleich frei von hohem Grase wie vom Schilf. Man konnte über sie hinwegsehen. In weiterer Entfernung sah man mehrere Häuser, meist niedrige, mit Stroh bedeckte Hütten, dazwischen aber ein paar höhere, und neben diesen eine weiße Kirche mit einem niedrigen, grauen Thurme.

Der Strom führte zu den Häusern hin. Sie lagen auf seinen beiden Seiten, rechts die höheren mit der Kirche.

Noch eine Strecke ruderte das Weib in dem breiten Strome fort. So gelangten sie zu einer kleinen Bucht an dem rechten Ufer; vom Lande aus führte ein Fußpfad dahin. Sie ruderte in die Bucht, an das Ufer.

Steigt hier aus! sagte sie zu den beiden Flüchtlingen.

Beide stiegen an das Ufer.

Das Weib folgte mit ihrem Packen.

Am Ufer wandte sie sich zu dem Knaben, der in dem Nachen zurückgeblieben war.

Du ruderst jetzt zurück, träger Bursch, sagte sie zu ihm. Auf der Stelle, ohne zum Dorfe zu fahren, ohne mit einem Menschen zu sprechen. Die Strafe deiner Trägheit wird sein, daß du meinen Kahn aufsuchst, den ich in das Schilf gestoßen habe, und ihn nach Rukken bringst. Der Eigenthümer wird sich dort schon melden. Begegnet dir Jemand und fragt nach mir oder den beiden Burschen hier, so hast du nichts von uns gesehen oder gehört. Verstehst du, Knabe? Du giebst die Antwort Jedem, wer es auch sei, der dich fragt. Und nun fort mit dir. Thust du ein Haarbreit anders, als ich dir befohlen habe, so wird Moterifzke (Mutter) Lene Gruszpelkat dich finden und dir den Hals umdrehen.

Sie sprach zu dem Knaben drohend, mit ihrer vollen rauhen Stimme, die großen, dichten, grauen Augenbrauen finster zusammenziehend.

Der Knabe hatte ihr zitternd zugehört. Er ergriff rasch seine Ruder, nahm fast zögernd das Geld an, das Gustav Walter ihm gab, und ruderte schneller zurück, als er auf dem Hinwege gerudert hatte. Es

trieb ihn, aus den Augen des drohenden, großen, häßlichen Weibes zu kommen. Er verschwand bald mit dem Kahne.

Das Weib war mit den beiden Flüchtlingen am Ufer stehen geblieben.

Ihr werdet Beide verfolgt, sagte sie zu ihnen.

Woher weißt du das, Frau? fragte der junge Mann.

Die Gendarmen erkundigen sich nach Euch, nach Euch Beiden. Einige suchen Euch in Inse, andere nach Seckenburg hin.

Du kommst aus Szamaiten, Frau?

Ich komme.

Hast du nur in Preußen gehört, daß man uns verfolgt?

Nur in Preußen.

Nur heute?

Man sprach schon vor einigen Tagen davon.

Wo und wer?

Frage nicht; denkt an Eure Rettung.

Ich frage, um danach zu handeln.

Es ist gleichgültig, ob du es weißt. Ihr wolltet nach Inse?

Ja, und dieses Dorf ist Inse?

Es ist. Wohin wollt Ihr weiter?

Der junge Mann zögerte mit einer Antwort. Er sah ungewiß, mißtrauisch auf das Weib, dem er vielleicht schon zu viel getraut hatte.

Das Weib maß ihn mit einem finsteren, beinahe verächtlichen Blicke. Sie wandte sich zu seiner Begleiterin.

Sprich du, Knabe, sagte sie. Der Thor fürchtet, ich wolle Euch verrathen. An ihm liegt mir nichts, aber dich, armer Knabe, werde ich nicht in die Hände deiner Feinde liefern. Wenn er dich ferner beschützt, auch nicht ihn. Hätte ich es gewollt, hätte ich es nicht seit Stunden gekonnt?

Die Gräfin sah fragend ihren Begleiter an.

Der zuletzt vorgebrachte Grund des Weibes war überzeugend. Die beiden Flüchtlinge befanden sich schon vollständig in ihrer Gewalt. Ein Mißtrauen gegen sie konnte jetzt nicht mehr nützen, konnte sie nur erbittern.

Frau, sagte der junge Mann, zu welchem Zwecke willst du wissen, wohin wir wollen?

Wenn es in meinen Kräften steht, werde ich dem Knaben, und mit ihm dir, weiter helfen.

So höre denn. Wir suchen in Inse ein Schiff, das uns unbemerkt in die Gegend von Memel an die Nehrung bringt.

Seid Ihr auf der Nehrung sicher?

Wir hoffen dort die Mittel zu unserer gänzlichen Rettung zu finden.

Das Weib wandte sich wieder an die Gräfin.

Vertraust du mir, mein Knabe?

Sie sprach die Worte freundlich. Ihr Auge blickte mit einer gewissen Zärtlichkeit auf die verkleidete Dame. Man hätte sogar meinen können, durch die Kupferfarbe ihres Gesichts etwas wie ein feineres Roth, ein Erröthen, sich hindurchziehen zu sehen.

Der jungen Dame war es, als wenn ein Schauer der Angst sie bei dieser Freundlichkeit und Zärtlichkeit des häßlichen alten Weibes durchriesele. Mit beinahe versagender Stimme antwortete sie:

Ich vertraue dir, Frau.

So folgt mir. Ich verschaffe Euch ein Schiff, das Euch sicher zur Nehrung bringt.

Der Fußpfad, an dessen Ausmündung sie sich befanden, führte nach der tieferen, dem Strome entgegengesetzten Seite des Dorfes Klein-Inse. Das Weib schlug ihn ein. Die beiden Flüchtlinge folgten ihr. In einer Biegung des Weges machte das Weib Halt. Es war zugleich auf einem etwas erhöheten, mit Erlen besetzten Punkte. Man konnte, durch die Erlen selber verdeckt, von dort aus das ganze Dorf, die beiden

Dörfer Groß- und Klein-Inse, und den zwischen beiden sich hindurchziehenden Strom übersehen.

In dem Dorfe war Alles still. Es lag wie völlig ausgestorben da. Weder in den Häusern konnte man Leben bemerken, noch sah man auch nur einen einzigen Menschen, der neben oder zwischen den Häusern sich bewegt hätte. Nicht einmal ein spielendes Kind war in den Wiesen oder an dem Wasser zu erblicken. Gleichwohl war der Himmel klar und die Luft ruhig, und wohl hätte man meinen sollen, daß Jeder, der nicht durch Arbeit oder Krankheit in dem dumpfen, feuchten Innern jener grauen hölzernen Hütten gefesselt werde, unwillkürlich sich in das Freie müsse gezogen fühlen, um in den freundlichen Strahlen der späten Nachmittagssonne sich zu erquicken.

Dabei war es auffallend, daß der Strom zwischen den beiden Dörfern mit sämmtlichen Fischerboten, Kähnen und Nachen des ganzen Dorfes bedeckt war. Der Regel und Ordnung des Dorfes nach hätten sie sämmtlich früh am Morgen zum Fischen in das Haff gefahren sein müssen, um erst mit oder nach dem Untergange der Sonne zurückzukehren. Es war weder Winter, noch ein Sonn- oder Feiertag, noch war der Abend schon angebrochen. Auch Zeichen einer anderen Arbeit waren nicht zu entdecken; keine Spur, daß man

etwa mit dem Räuchern oder Einsalzen der Fische, oder mit dem Ausbessern der Schiffe, oder der Fischgeräthschaften, oder auf der Höhe des jenseitigen Ufers mit der Garten- oder Feldarbeit beschäftigt sei. Dennoch lagen andererseits alle jene Bote und Kähne völlig still und von Menschen verlassen da, und wie an den Ufern nichts sich regte, so war auch der Strom selbst ohne alle Bewegung, ohne alles Leben.

Das szamaitische Weib überblickte lange den Strom und die Dörfer, als wenn sie ganz gewiß sein wolle, ob sich dort gar kein Zeichen eines Lebens entdecken lasse. In ihrem Gesichte zeigte sich Verwunderung. Sie setzte dann mit rascheren Schritten den Weg nach dem Dorfe fort.

Der Weg führte zwischen dem Dorfe und dem Haff, durch eine schilfige Wiese, an den äußersten Häusern des Dorfes entlang. Das Schilf der Wiese war so hoch, daß man von diesen Häusern aus nicht gesehen werden konnte. Nur schmale, sehr wenig betretene, manchmal kaum bemerkbare Fußpfade wanden sich dann und wann durch das Schilf seitab nach einzelnen Häusern hin. Etwa an der Mitte des Dorfes bog der Weg selbst in dieses hinein. Man sah jetzt dicht vor sich die Kirche, nicht weit davon in einem Garten ein weißes Haus, das Pfarrhaus, und auf dessen einer

Seite das verfallene Schulhaus, auf der anderen eines der gewöhnlichen Fischerhäuser des Dorfes, das von den übrigen sich nur durch größere Länge, aber auch durch höheres Alter und größere Baufälligkeit auszeichnete.

Zu diesem langen, alten, verfallenen Hause wollte das szamaitische Weib, gefolgt von den beiden Flüchtlingen, ihre Schritte lenken. Sie hielt vorher noch einen Augenblick in dem Schilfe an. Sie sah sich nach allen Seiten um, unzweifelhaft um sich zu vergewissern, ob sie mit ihren Begleitern unbemerkt in das Haus gelangen könne. Wie sie bisher stumm gewesen war, so sprach sie auch jetzt kein Wort.

Weder in dem Wege, noch in der Nähe der Gebäude, die man vor sich sah, war irgend Jemand zu bemerken. Auch hier konnte man glauben, vor einem menschenleeren, ausgestorbenen Dorfe sich zu befinden. Es schien dafür sogar der verfallene Zustand der Gebäude zu sprechen, so wie des Gartens, in dem das Pfarrhaus lag. In dem Garten wucherte das Unkraut; an dem Pfarrhause war die Hälfte der Fenster mit alten, halb zerbrochenen, schief hängenden Läden verschlossen, in der anderen Hälfte ein großer Theil mit Papier verklebt oder mit alten Lappen verstopft. In dem Schulhause schienen die Fenster ganz zu fehlen; man

sah nur einige Oeffnungen in den Wänden, und durch die Oeffnungen in einen finsteren, wie verräucherten Raum. Im Winter wurde gar keine Schule gehalten, der tiefe Schnee verhinderte die Kinder; und im Sommer wurde die Schule nicht besucht, die Kinder mußten mit zum Fischfang hinaus. In dem langen, verfallenen Fischerhause gab es in der hölzernen Wand ein paar Fenster, aber sie waren so klein, so vergraut und verschimmelt, daß man sie von dem alten Holze der Wand kaum unterscheiden und gewiß nicht hindurchsehen konnte, um draußen in der Ferne Menschen zu erkennen.

Trotz allen diesen Zeichen der Menschenleere war Bewegung in der Nähe, und die drei Personen in dem Schilfe waren bemerkt worden, ohne daß sie Jemanden bemerkt hatten.

Aus dem Garten des Pfarrhauses nahete sich ihnen ein litthauisches Mädchen. Das Mädchen schlüpfte leise und leicht durch das Unkraut des Gartens. Manchmal blieb sie hinter einer Staude stehen, um sich umzuschauen, ob sie auch von dem Hause her bemerkt werde. Behende und vorsichtig schlich sie dann weiter. Durch ein Loch in der alten Gartenhecke gelangte sie in die Wiese. Durch das Schilf der Wiese war sie in wenigen leisen Sprüngen bei dem szamaitischen Weibe.

Das Weib sah sie bald herankommen und erwartete sie.

Es war ein noch sehr junges Mädchen, höchstens sechszehn bis siebenzehn Jahre alt. Sie war hübsch, frisch; der Ausdruck des Gesichts war jenes wunderbare Gemisch von Sanftmuth und Lebhaftigkeit, von Unschuld und Verschmitztheit, das man unter der Jugend der nicht ganz verdorbenen unteren Volksschichten manchmal antrifft. Den Schein davon trifft man auch wohl in der höheren Gesellschaft; aber dieser Schein ist ein Zeichen großer innerer Verderbtheit, die sich mit der Maske der Unschuld und Tugend zu umhüllen wußte.

Das Mädchen war etwas ärmlich, nicht einmal sehr reinlich gekleidet.

Sie schien blos das alte Weib bemerkt zu haben. Sie stutzte und hemmte ihren Schritt, als sie deren Begleitung gewahrte.

Sie kannte die Alte, die Alte kannte sie.

Komm näher, Madline, sagte das Weib zu ihr.

Sie sprach in ihrem gewöhnlichen rauhen, befehlenden Tone.

Das Mädchen trat schüchtern näher zu ihr.

Was bringst du mir? fragte das Weib.

Du bist nicht allein, Moteriszke Gruszpelkat, er-

wiederte das Mädchen zögernd, auf die beiden Flüchtlinge zeigend.

Folge mir! Und Ihr, wartet hier, bis ich zurückkehre. Lagert Euch in dem Schilfe.

Das Weib ging mit dem Mädchen auf die Seite, tiefer in das Schilf hinein.

Was bringst du mir? wiederholte sie hier.

Moterißzke, hast du das grüne und rothe Tuch noch?

Du kannst es ja nicht bezahlen.

Das war, als du das letzte Mal hier warst.

Kannst du es heute?

Ich hoffe. Hast du es noch?

Ich habe es für dich aufgehoben. Ich hatte es dir versprochen.

Das Mädchen faßte in ihren Busen. Sie zog einen kleinen, in Papier eingewickelten Gegenstand hervor. Sie übergab ihn der Alten.

Sie wurde dabei über und über roth.

Die Alte wickelte das Papier auf. In dem Papier lag ein kleines goldenes Medaillon.

Damit willst du mich bezahlen? fragte sie.

Es ist Gold, sagte das Mädchen.

Die Alte besah das Medaillon genau. Es war glatt und glänzend. Es leuchtete in den Strahlen der Sonne.

Die Augen des alten Weibes begannen zu leuchten, während sie mehr und mehr das Gold betrachtete und in ihrer Hand wog.

Ohne ihre rauhe Stimme zu verändern, fuhr sie fort:

Ja, es ist Gold. Kennst du den Werth?

Nein. Aber ich hoffe, es wird so viel werth sein, wie das Tuch.

Woher hast du das Gold?

Das Gesicht des Mädchens wurde einen Augenblick blaß, dann färbte es sich plötzlich und rasch röther als vorher. Die Röthe des Zornes war dem Mädchen in die Wangen gestiegen.

Sie hat mir meine Strümpfe und mein Hemd gestohlen! rief sie lebhaft.

Wer?

Sie, meine Dienstherrin.

Die Pfarrerin?

Die Pfarrerin, dieses faule und nachlässige Weib, die Alles verkommen läßt. Sie hat ihre eigenen Sachen aufgetragen und verderben lassen, und da stiehlt sie die Sachen ihrer Dienstmägde. Sie trägt ein Hemd von mir, ein gutes Hemd, das meine Mutter mir gewebt hat, und meine Strümpfe, die ich mir selbst gestrickt habe.

Ja, ja, ich kenne sie, sagte die Alte. Sie ist ein liederliches, deutsches Weib. Aber warum hast du dein Eigenthum nicht von ihr zurückgefordert?

Sie leugnete es mir ab, und als ich ihr die Zeichen meines Eigenthums an ihrem Leibe zeigen wollte, da schimpfte sie mich ein freches Geschöpf, und rief ihren Mann herbei, der nicht besser ist als sie, und sie droheten, mich zu dem Dorfschulzen zu bringen, damit er mich mit der großen Dorfspeitsche züchtige.

Da hast du sie denn wieder bestohlen, Mädchen!

Nicht bestohlen, Moteriszke, ich habe nur den Werth des Meinigen wieder genommen; ich habe nur getauscht.

Das Mädchen sprach Alles mit der vollen Lebhaftigkeit, dem vollen Eifer jenes jugendlichen Zornes, der zugleich die volle Ueberzeugung gewährt, daß er nicht lügt, und daß er sich und seine Sache für durchaus gerecht hält.

Auch das Weib schien die Sache des Mädchens als eine gerechte anzusehen, oder sich nicht weiter um ihre Gerechtigkeit bekümmern zu wollen. Sie untersuchte noch einmal das Medaillon. Dann steckte sie es in ihre Tasche, nahm den Packen von ihrer Schulter und öffnete ihn.

Das Mädchen sah mit einer kindlichen Ungeduld ihren Bewegungen zu.

Ich werde das Tuch bekommen? rief sie.

Du wirst.

Der geöffnete Packen des Weibes enthielt vollständig ein solches Waarenlager, mit welchem die polnischen Handelsjuden im Lande umherzuziehen pflegen: bunte Tücher und Bänder, Schnüre, Haken und Oesen, Glaskorallen und Glasperlen, Näh- und Stricknadeln, Geldbörsen, Ohrringe, Medaillons, Ringe von Tombak, Pfeifenköpfe, Pfeifenröhre und Spitzen, Brillen und eine Menge ähnlicher Sachen, die das Auge und das Verlangen alter wie junger Litthauerinnen, alter wie junger Litthauer reizen, zu ihrem Putze wie zu ihren Bedürfnissen dienen können.

Das alte Weib zog ein sehr buntes, hellgrün und feuerroth karirtes Halstuch hervor. Sie breitete es vor dem Mädchen auseinander. Die Augen des Mädchens leuchteten heller, als die hellen Farben des Tuches.

Ist es das? fragte das Weib.

Das ist es.

Da.

Das Mädchen griff mit zitternden Händen danach. Aber nur vor Lust und Verlangen nach dem hel-

len, bunten Tuche zitterten die Hände des Mädchens; daran, daß sie es mit einem schweren Verbrechen, mit dem Preise des Zuchthauses gekauft hatte, daß ihre That herauskommen, daß schon der Besitz des Tuches sie verrathen müsse, daran dachte sie nicht.

Freilich, wer war strafbarer, das junge, unerfahrene, ungebildete, selbst bestohlene litthauische Mädchen, oder jene faule, liederliche Pfarrersfrau, die ihre Dienstboten bestahl? Ich erzähle hier eine wahre Geschichte.

Ihre Sache hielt das Mädchen für eine gerechte. Aber auch die wirklich gerechte Sache darf sich nicht immer offen zeigen. Sie verbarg das Tuch unter ihrer Schürze. Sie wollte sich zurückschleichen.

Noch ein Wort, sagte die Alte.

Sprich, Moterißke, aber rasch, damit man im Hause meine Abwesenheit nicht bemerkt.

Warum liegen alle jene Schiffe im Strome?

Das Gesicht des Mädchens nahm einen etwas geheimnißvollen Ausdruck an.

Ich weiß es nicht, Moterißke.

Aber dein Herz sagt dir etwas! (Du ahnst etwas.)

Mein Herz kann nichts finden. Mein Auge hat nur die Leute heimlich zusammenlaufen gesehen und

mein Ohr hat sie nur mit einander zischeln gehört. Weiter weiß ich nichts.

Und Niemand hat dir offenbart, was sie vorhaben?

Niemand.

Auch die Weiber kamen zusammen und zischelten?

Auch die Weiber.

Du bist doch eine Litthauerin?

Aber ich diene bei dem deutschen Pfarrer.

Gehe jetzt! Sprich zu Niemandem, daß du mich oder jene dort gesehen hast.

Wie werde ich!

Das Mädchen schlüpfte zurück, leise, leicht, vorsichtig, wie sie gekommen war, durch das Schilf, über den Weg, durch die Hecke, den Garten, in das Pfarrhaus. Niemand hatte sie gesehen.

Das szamaitische Weib kehrte zu den Flüchtlingen zurück.

Kommt jetzt! sagte sie.

Sie ging mit raschen Schritten zu dem langen, verfallenen Fischerhause.

Die beiden Flüchtlinge folgten ihr.

Um sie her blieb Alles still. Sie traten in das Haus, ohne daß sie von Jemandem bemerkt waren.

Das alte verfallene Haus unterschied sich auch in

seinem Innern von den anderen Fischerhäusern nicht anders, als durch seine Länge und durch sein Alter und wüstes Aussehen.

Man trat zuerst in einen engen, dunkelen Flur. Aus diesem gelangte man durch eine niedrige Thür in eine große Stube, welche die ganze Breite und die halbe Länge des Hauses einnahm. Sie war beinahe eben so dunkel, wie der Flur. Zwar war sie mit zwei Fenstern versehen; aber diese waren kleine, graue, verblindete Fenster, durch die nur ein sehr geringer Theil von Licht eindringen konnte, und dieses geringe Licht fiel nur auf Gegenstände, die von Rauch und Ruß geschwärzt waren. Rauch und Ruß hatten die ganze Stube bedeckt, mit Allem was darin war, die Wände, die Decke, den Fußboden, der nur aus Lehm bestand, einen großen Feuerheerd im Hintergrunde, ein Strohlager in dessen Nähe, ein paar alte, halb zerbrochene Bänke, einen nicht minder alten Tisch, und den einzigen Bewohner der Stube, einen alten Mann, der älter zu sein schien, als alles Andere, was in der Stube war, als diese selbst, als das ganze Haus.

Es war ein alter Litthauer, dieser alte Mann, eine mehr kleine, als große Gestalt, breitschulterig, mit einem völlig eingetrockneten, grauen Gesichte,

einem Paar kleiner, grauer, eigenthümlich scharf stechender Augen in diesem, einer schmalen, aber fast steil aufrecht stehenden Stirne, auf deren linker Seite einige schneeweiße Haare, glatt, steif und sparsam herabfielen. Der Mann hielt sich trotz seines hohen Alters gerade; sein Rücken war nicht gekrümmt, seine Brust wölbte sich hoch. Er war nicht mit dem gewöhnlichen litthauischen Wandrocke bekleidet; er trug vielmehr ein langes, vorn offenstehendes Wams von sehr grobem, dunkelbraunem Tuche, und gleich darunter ein grobes, gleichfalls auf der Brust offenstehendes Hemde. Seine Beinkleider waren von dunkelem Manchester, dessen Farbe nicht mehr zu erkennen war; sie reichten bis an die Knöchel; von da an umhüllten alte Pareszken den Fuß. Den Kopf bedeckte eine niedrige, alte Pelzmütze.

Der Mann saß auf einer Bank an einem der beiden Fenster der Stube, die beide nach dem Garten seines nächsten Nachbars, des Pfarrers, gingen. Er sah nicht in den Garten hinein; sein Blick war durch die trüben Scheiben nach oben, nach der Himmelsdecke gerichtet. Er saß so unbeweglich, die Arme auf die niedrige Fensterbank, den Kopf in die Hände gestützt, in tiefe Gedanken verloren.

Er gab, mit seiner wunderlichen Gestalt, den emporstarrenden stechenden Augen, unbeweglich und ein-

sam in dem großen, dunkelen, wüsten Gemache, ein fast gespensterhaftes Bild ab.

Das szamaitische Weib war mit ihren beiden Begleitern in die Stube getreten.

Sie winkte den Beiden, an der Thür stehen zu bleiben. Dann legte sie hinter der Thüre ihren Packen ab. Darauf trat sie zu dem alten Litthauer am Fenster.

Der Greis hatte sich nicht gerührt. Er hatte die Eintretenden nicht bemerkt, oder es war ihm nicht der Mühe werth, Kunde von ihnen zu nehmen.

Das Weib nahete sich ihm langsam, fast ehrerbietig.

Labas wakaras, Kuningas, grüßte sie, indem sie die Arme über der Brust kreuzte, und sich verneigte.

Kuningas bezeichnet in der litthauischen Sprache einen vornehmen Herrn; es bedeutet mehr als Ponas. Der Litthauer hat ein Sprichwort: „Jau dabar ir ponas Kuningais pagauna wadinti“: „Nun nennt man sogar die kleinen Herren schon vornehme Herren.“

Der alte Litthauer wandte sich langsam nach dem Weibe um. Er sah sie eine Weile schweigend an, als wenn er sich auf etwas besinne. Darauf, wer sie sei, besann er sich nicht, denn er antwortete ihr:

Ich wußte, daß du kommen würdest, Lena Gruszpelkatene.

Er sprach die Worte langsam, in einem Tone, der sich hohl, wie aus einem tiefen Grabe, aus der Brust hervorwand.

Er reichte ihr die Hand, gleichfalls langsam, herablassend, wie ein Lehnsherr seinem Vasallen.

Das Weib neigte sich auf die Hand nieder und küßte sie.

Es lag eine eigenthümliche, nicht so sehr imponirende, als beinahe unheimlich befremdende Feierlichkeit in diesem Empfange.

Das szamaitische Weib hatte in einem weniger rauhen, leiseren, fast demüthigen Tone gesprochen.

Nachdem sie die Hand geküßt hatte, fragte sie mit einiger Unruhe:

Wer hatte dir gesagt, Kuningas, daß ich kommen werde?

Der Greis runzelte die Stirn.

Frage nicht, erwiederte er mit hohlerer Stimme. Du kennst ihn und du kennst ihn nicht.

Es war kein Irdischer?

Er war kein Irdischer.

Das Weib schien beruhigt.

Der Greis fuhr zu ihr fort:

Dein Gemach ist bereitet.

Er zeigte nach einer Seitenthür in der dem Fenster gegenüber befindlichen Wand.

Das Weib blieb stehen.

Ich habe, sagte sie, nicht ohne einiges Zögern, einen Verfolgten mit mir hierher gebracht; er bittet um deinen Schutz; ich bitte mit ihm.

Der Alte hatte wieder zu der Himmelsdecke empor geschaut. Er antwortete nicht.

Er ist, fuhr das Weib fort, ein verlassener litthauischer Knabe, den die Deutschen verfolgen. Gieb ihm Aufenthalt in deinem Hause bis zur Nacht oder bis zum Anbruch des nächsten Tages.

Es sind zwei mit dir in mein Haus eingetreten, erwiederte der alte Litthauer, ohne daß er um sich geblickt, oder sich gerührt hatte.

Der Zweite beschützt den Knaben, antwortete die Szamaitin. Jene verfolgen ihn gleichfalls.

Der Schutz meines Hauses sei ihnen gewährt.

Ich danke dir, Kuningas Josua Gandraszus. Erlaubst du, daß ich meine Kammer mit ihnen theile?

Thue das.

Das Weib kehrte zu den beiden Flüchtlingen zurück.

Das Dach des Kuningas nimmt Euch auf, sagte sie. Folgt mir in jene Kammer. Ihr werdet dort

den Abend und die Nacht über bleiben. Ich werde gehen, ein Schiff für Eure Ueberfahrt zu besorgen. Vielleicht könnt Ihr schon mit der sinkenden Nacht abreisen. Verhaltet Euch ruhig, was auch geschehe.

Sie führte die Flüchtlinge durch die Seitenthür in eine Kammer.

Die Kammer war klein, eng, finster. Oben unter der Decke war eine kleine Oeffnung, durch welche ein geringes Licht hineinfiel. Außer einem breiten Strohlager in einer Ecke sah man nichts als die kahlen Wände, und unten die bloße Erde und oben die Decke von verrußten Balken.

Das Weib verließ die Kammer sofort wieder, die Thür mit einem Knebel, dem einzigen daran befindlichen Verschlusse, hinter sich zuriegelnd. Sie kehrte zu dem Greise zurück. Sie nahete sich ihm wieder demüthig.

Erlaube mir eine Frage, Kuningas, sagte sie. Warum feiert das Dorf heute?

Der Greis sah wieder starr zum Himmel empor.

Du bleibst heute hier, du wirst es erfahren, antwortete er.

Gehorcht man deinen Befehlen?

Man gehorcht.

Sind alle Schiffe im Strome?

Sie sind.

Und du hast ihnen verboten, auszufahren?

Ich habe.

Bis zu welcher Zeit?

Unsere Götter werden es bestimmen.

Wirst du gestatten, daß ein Schiff mit der sinkenden Nacht ausfahre, um jene Verfolgten über das Haff zu bringen?

Nein, Weib.

Morgen kann es zu spät sein.

Kein Schiff verläßt vor Mitternacht den Strom.

Die Gendarmen der Deutschen sind auf dem Wege hierher.

Schweig, Weib! Die Götter zürnen. Sie müssen versöhnt werden. Sie haben ihr Antlitz von uns gewendet. Sie haben das Glück von uns weggenommen; sie haben das Unglück über unsere Häupter gesandt. Und mit Recht. Haben wir uns nicht auch von ihnen gewendet? Zu den Fremden hin, die unsere Väter tödteten? Zu ihrer Lehre, mit der sie die alten Götter aus unseren Herzen vertilgten? Nach deren Sätzen wir die Götter verfluchen sollen, die uns dieses schöne Land geschenkt haben, mit seinen Aeckern und Wiesen, mit seinen Strömen und Seen? Und was haben uns jene dafür gebracht? Ihre Gewalt, die

uns zu ihren Scharwerkern macht; ihre Gesetze, die uns verbieten, unser Eigenthum, unser von den Göttern unsgeschenktes Eigenthum zu gebrauchen; ihr schnödes Geld, durch das sie uns verführen zum Trunke und zur Ueppigkeit, damit wir das Erbe unserer Väter verlassen und ihnen verkaufen müssen. Darum zürnen uns die Götter mit Recht. Wir müssen sie versöhnen, mit einem großen, mit einem heiligen Opfer, wie es auch unsere Vorfahren in schweren Zeiten ihnen darbrachten. Das wird geschehen, Weib. Die Männer und Weiber des Dorfes bereiten es. Sie folgen dem Gebote der Götter, das diese ihnen durch meinen Mund verkündet haben.

Der alte Mann hatte anfangs langsam gesprochen, seine hohle Stimme hatte tief, heiser geklungen. Mit jedem Satze sprach er schneller, lauter, heftiger; seine Stimme wurde heller, zuletzt fast schrillend. Sein Körper blieb gleichwohl unbeweglich. Er hatte sich von dem Fenster fortgewandt, nach dem Weibe hin, aber sein Blick war nicht auf diese gerichtet; er irrte in unstäter, unheimlicher Bewegung an der schwarzen Holzdecke der Stube umher. Es war ein sonderbarer, häßlicher Fanatismus, der in dem ganzen Wesen des alten Litthauers sich aussprach. Es war wie der Fanatismus eines Wahnwitzigen.

Auf die Szamaitin schien er nicht diesen Eindruck zu machen. Sie hatte den Worten mit einer andächtigen Aufmerksamkeit zugehört.

Du bist weise, Kuningas Josua Gandraszus, sprach sie, als er geendet hatte. Du bist älter als alle Männer des Dorfes sind, und als ihre Väter waren, die du schon vor Jahren zum Grabe geleitet hast. Darum hat deine Weisheit Vieles erfahren, und dein Geist schauet Sachen, die den Anderen verborgen bleiben.

Die Götter theilen sie mir mit, erwiederte der Greis strenge, fast verweisend.

Du hast Umgang mit den Unsichtbaren, Kuningas. Die Männer und die Frauen wissen das, und die Kinder. Und sie ehren dich und deine Worte, und es ist keine Trauer und keine Noth im Dorfe, in der sie nicht an dich sich wenden.

So ist es, Weib, und die alten Götter helfen ihnen, wenn ihr neuer Gott sie verläßt, und sie sich durch mich an jene wenden.

Auch jetzt werden sie ihnen helfen?

Sie werden, und die Noth ist groß. Seit vierzehn Tagen trauert das Dorf. Keinen Fisch haben sie in ihren Netzen gefangen, keinen in ihren Schiffen heimgebracht. Die Götter zürnen.

Und heute willst du sie ihnen versöhnen?

In der heutigen Nacht, hier.

Und vorher dürfen die Verfolgten nicht abfahren?

Sie dürfen nicht.

Darf ich in das Dorf gehen, meinen Handel mit den Leuten zu machen?

Du darfst.

Das Weib hatte ihren Nebenzweck bei ihren Fragen gehabt. Sie hob ihren Packen auf, hing ihn über die Schulter und verließ die Stube.

Der alte Litthauer wandte sich wieder zu dem Fenster und starrte gen Himmel. Er saß lange so.

Ein litthauisches Weib störte ihn, die mit einem Kinde auf dem Arme eintrat. Die Frau war traurig; das Kind war krank; es lag im heftigen Fieber auf dem Arme der Frau; seine Wangen glüheten, die kleine Brust wogte heftig auf und nieder, die Augen schoben unter den geschlossenen Lidern sich unruhig hin und her.

Die Frau trat mit einer fast ängstlichen Demuth in die Stube, zu dem Greise.

Kuningas, sagte sie flehend, erlaube, daß ich in meinem Elende zu deiner Hülfe komme; mein Kind ist krank.

Er wandte sich zu ihr. Er sah sie durchdringend an, wie vorhin die Szamaitin.

Nur die Götter können dir helfen, sagte er. Glaubst du an ihre Hülfe?

Wir wenden uns ja immer auch an sie in unseren Nöthen.

Nur auch! sagte der alte Litthauer, aber für sich.

Er warf einen prüfenden Blick auf das Kind.

Dein Kind ist sehr krank, Weib.

Es ist sehr krank, und schon seit zwei Tagen, und ich weiß nicht, woher es die Krankheit hat; es muß behext sein. O, hilf du ihm, Kuningas, lieber, trauter.

Weib, du wirst in der heutigen Nacht bei dem Opfer sein?

Ich werde, mein Mahl ist schon bereitet.

Ich werde die Götter bitten, daß sie deinem Kinde helfen.

Neben ihm befand sich der einzige alte Tisch der Stube. In dem Tische war eine tiefe, weite Schublade; diese öffnete er.

In der Lade lagen unordentlich eine Menge Sachen durch einander: alte, halb zerrissene Bücher, ohne Deckel, Papierstücke, weiße und bunte, ein altes Dintenglas, eine Schreibfeder dabei, einige alte zinnerne Schüsseln, Instrumente verschiedener Art, ein Zirkel, ein Quartant, eine Lancette, alte Schlüssel und Anderes, endlich eine Menge verschiedener getrock-

neter Kräuter und Wurzeln. Der Greis suchte zuerst unter den Kräutern und Wurzeln. Er legte mehrere von verschiedenen Arten zusammen. Dann nahm er aus den Papieren ein Stück hervor, bunt bedruckt, wie die Buchbinder es beim Einbinden von Büchern zu gebrauchen pflegen. Auf das Papier schrieb er einige Worte.

Darauf erhob er sich von seiner Bank.

Er trat näher zu dem Kinde.

Der Kopf des Kindes war mit einem Mützchen bedeckt.

Entblöße das Haupt des Kindes, Weib, sagte er.

Die Frau entfernte die Mütze von dem Kopfe des Kindes.

Kniee nieder, Weib, nach dem Aufgange der Sonne hin.

Die Frau kniete nieder.

Er nahm in die linke Hand das beschriebene Papier, die rechte legte er auf den entblößten Kopf des Kindes. Dann sprach er laut, langsam, feierlich, mit gen Himmel gehobenem Blicke:

In nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen! Erhöret mich, Ihr drei hohen Götter Perkunos, Pikollos, Potrimpos. Schauet herab auf dieses kranke Kind, dem Eure Gegner Böses angethan haben. Gebt

ihm das Gute zurück, seine Gesundheit. So wie der Ehebrecher von Euch verdammt ist zu dem tiefen Feuer der Hölle, so wie jene bösen Zauberer zu dem tiefen Feuer der Hölle, so lasset auch mit Eurer Macht aufhören die Krankheit in dem Körper dieses Kindes.

Von dem beschriebenen Papiere ablesend, fuhr er mit erhöheter Stimme fort:

Sator
Arepo
Tenet
Opera
Rotas.

Dann spie er dreimal zur Erde, rechts, links, hinter sich.

Das beschriebene Papier und jene zusammen gelegten Kräuter übergab er dem Weibe.

Zerstoß Alles, befahl er ihr, zu Pulver, und das Pulver gieb dem Kinde ein. Es wird genesen.

Darauf kehrte er schweigend auf seinen Platz zurück, und starrte, wie früher, nach der Himmelsdecke empor.

Die Frau mit dem Kinde stand verlegen.

Kuningas, trautester, ich bin arm, sagte sie. Ich habe nichts, was ich dir oder den Göttern zum Dank bieten könnte.

Er winkte ihr, ohne zu sprechen, mit der Hand, daß sie gehen solle.

Der noch jetzt herrschende, in jene theilweise christlichen Formen sich einkleidende Aberglaube bei der sogenannten Besprechung von Krankheiten fordert, daß der Besprechende nach Beendigung der Ceremonie stumm bleibe.

Die Frau entfernte sich dankbaren Blicks mit dem Kinde.

Der alte Litthauer saß lange still und unbeweglich. Auf einmal wurde er sehr unruhig. Seine Blicke hatten sich von der Himmelsdecke abgewendet; sie schweiften in dem Garten des Pfarrers umher, auf den die Fenster der Stube gingen; von dem Garten zu dem Pfarrhause, von diesem wieder in den Garten, von dem Garten zuletzt in die Stube. Er verschloß die Schublade des Tisches, die er offen gelassen hatte; er blickte nach der Thür der Kammer, in welcher die Verfolgten sich befanden, ob sie verschlossen sei. Er schien einen Besuch zu fürchten, den er nicht erwartet hatte.

Aber bald fürchtete er ihn nicht mehr. Er nahm ruhig seine frühere Stellung wieder ein.

Gleich darauf öffnete sich die Thür. Eine ältliche Frau trat in die Stube. Es war eine dicke,

schlampige Frau, mit einem weißen, aufgedunsenen, gemeinen Gesichte. Sie trug deutsche Kleidung, die Kleidung des höheren Bürgerstandes, ein langes Kleid, ein Umschlagetuch, eine Damenmütze mit Spitzen. Aber Alles war veraltet und schmuzig, Manches zerrissen. Die Frau war das Bild der Trägheit, Nachlässigkeit und Unreinlichkeit.

Sie öffnete leise die Thür, sie trat langsam in die Stube. Sie sah sich neugierig und doch scheu darin um, mit einem Blicke, der anzeigte, daß sie einen Ort betrat, von dem sie Vieles und Sonderbares gehört hatte, an dem sie aber noch nie gewesen war, und den sie auch jetzt nur mit Widerwillen, mit einer gewissen Angst betrete.

Der alte Litthauer blieb unbeweglich, als wenn er sie nicht gehört habe.

Sie nahete sich ihm, ohne daß ihre Scheu sie verließ.

Guten Abend, Nachbar Gandraszus! sagte sie, in einem langsamen, schleppenden Litthauisch.

Der alte Litthauer drehete sich nach ihr um. Er sah sie scharf und stechend an, völlig so, wie er früher die beiden litthauischeu Weiber angeblickt hatte. Ganz wie früher, hohl und langsam, nur wie es schien mit einiger Zurückhaltung, erhob er auch seine Stimme:

Du bist die Frau des Pfarrers. Was führt die Deutsche zu dem Litthauer?

Ich komme mit einer Bitte zu dir, Nachbar Gandraszus.

Was hat die Deutsche bei dem Litthauer zu bitten? Ich habe nie in jener Kirche das Wort deines Mannes gehört; ich war nie in deinem Hause. Dein Mann hat nie mein Haus betreten. Und du betrittst es an dem heutigen Tage zum ersten Male. Führt dich Neugierde, Weib? Hüte dich vor ihr, sie könnte dir Gefahr bringen.

Er sprach mit strenger, drohender Stimme.

Die Frau wurde nicht eingeschüchtert. Nachdem sie die Stube und den Mann, den sie vielleicht ebenfalls noch nie genau gesehen, näher betrachtet hatte, schien sie mehr Muth gefaßt zu haben. Sie mochte auch viel Vertrauen auf die nächsten Worte setzen, die sie erwiederte.

Ich habe dir gesagt, Nachbar, versetzte sie, daß ich mit einer Bitte zu dir komme. Ich komme auch nicht mit leeren Händen.

Sie legte ein Zehnsilbergroschenstück auf die Fensterbank vor dem Alten.

Aber der alte Litthauer schob stolz das Geld von sich.

Nimm dein Geld zurück, Frau. Ich nehme nichts von dir. Ich lebe reich von den Gaben, die die Litthauer mir bringen, an Fischen und an Früchten. Nimm dein Geld zurück, sage ich dir.

Die Pfarrerin mußte gehorchen. Um ihn zu besänftigen, sagte sie:

Ich weiß, die Leute im Dorfe verehren dich und versorgen dich reichlich mit dem Besten, was sie in ihren Netzen fangen, und auf ihren Feldern ziehen.

Bringe deine Bitte vor, Frau!

Du willst sie mir erfüllen?

Sprich!

Ich bin bestohlen worden, Nachbar Gandraszus. Ein Kleinod ist mir gestohlen, eine kleine Kapsel von Gold, in welcher Haare von einer Freundin eingeschlossen waren.

Suchst du dein Kleinod bei mir? unterbrach der Litthauer finster die Frau.

Nicht bei dir. Aber ich bitte dich, es mir suchen zu helfen.

Gehe zu dem Schulzen oder zu den Gendarmen.

Sie können keinen Dieb entdecken; sie können nur den Dieb verfolgen, den man ihnen anzeigt. Aber du besitzest geheime Wissenschaften und Künste; das ganze Dorf weiß es, du hast schon Vielen geholfen.

Ich komme dich zu bitten, daß du den Dieb entdecken und mir nennen mögest.

Der alte Litthauer sah die Frau mißtrauisch, durchdringender an.

Willst du mich versuchen, Weib?

Bei Gott, meine Bitte ist ernstlich gemeint.

Wende dich an deinen Mann, er ist Priester.

Er versteht von solchen Sachen nichts.

Er betet ja von seiner Kanzel für alle der Hülfe Bedürftigen; laß ihn auch für dich beten.

Die Pfarrerin schien darauf nichts erwiedern zu können.

Der Litthauer fuhr höhnisch fort:

Ja, ja, du glaubst nicht daran, auch er selbst nicht. Es ist Heuchelei, Betrug. Er will die Leute bethören mit solchen Gebeten. Hat sein Gott nur ein einziges Mal seine Gebete erhört? Wie wollte er auch? Es sind ja Litthauer, seine Gemeinde. Aber Frau, du bist eine Deutsche, wie kommst du zu dem, den dein Mann verdammt als einen Heiden und Gottesleugner, dessen Wissen und Handeln er verflucht als Aberglauben und Künste des Satans?

Die Frau schien auch darauf nicht sogleich eine Antwort finden zu können. Nach einer Weile erwiederte sie etwas kleinlaut:

Er kann nicht helfen, und die Leute sagen, daß du es kannst.

Wohlan denn, sagte der alte Litthauer auf einmal entschlossen, zuversichtlich, stolz und höhnischer: Wenn er nicht helfen kann, so werde ich dir zeigen, daß ich es vermag.

Er stand auf und öffnete wieder die Schublade des Tisches. Er nahm eines der alten Bücher daraus hervor, dann zwei alte zinnerne Schüsseln. Er stellte die Schüsseln neben einander auf den Tisch. Zwischen sie legte er aufgeschlagen das Buch, daneben ein Stück Kreide. Dann wandte er sich an die Pfarrersfrau:

Hast du zwei einzelne Pfennige bei dir, Frau?

Die Frau suchte in ihrer Tasche.

Ich habe.

Lege sie in diese Schüssel rechts; den einen für den Dieb, den anderen für dich. Merke sie dir genau!

Die Frau legte die beiden Pfennige in die Schüssel.

Der alte Litthauer ging unterdeß dreimal langsam um den Tisch herum. Er beschrieb so einen Kreis, in den auch die Frau eingeschlossen war. Er murmelte leise, unverständliche Worte vor sich hin.

Rühre dich nicht von der Stelle, Frau!

Er verließ die Stube. Nach wenigen Augenblicken kam er mit einem steinernen Kruge zurück. In dem

Kruge war Bier. Er stellte ihn neben die anderen Sachen auf den Tisch.

Er nahm die Kreide und zeichnete auf dem Boden der Schüssel, in welcher die beiden Pfennige lagen, ein Kreuz. Dann goß er aus dem Kruge Bier in die Schüssel. Er murmelte dabei wieder leise und unverständlich vor sich hin, wie man leise Gebete zu sprechen pflegt.

Hierauf goß er Bier in die andere Schüssel. Darüber sprach er laut, mit dem hohlsten Tone seiner Stimme, ein Gebet, das er aus dem alten Buche ablas:

In nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen! Erhöret mich und dieses Weib, Ihr drei hohen Götter, Perkunos, Pikollos, Potrimpos! Ich bestimme die Entdeckung des Diebes nicht mit meiner Macht, sondern mit Eurer Hülfe. So wahr als Ihr erscheint in Donner und Blitz, mit Feuerflammen gekrönet und das Angesicht feuerroth, so wahr wird auch der freche Dieb entdeckt werden; nicht mit meiner Macht, sondern mit Eurer Hülfe. Wie meine Worte fallen, so wird auch das Stück Geld fallen auf die Fußtapfen des Diebes; nicht mit meiner Macht, sondern mit Eurer Hülfe. Amen! Amen! Amen!

Nach Beendigung des Gebets sah er scharf in die Schüssel, eine Weile; dann sagte er:

Frau, trink das Bier aus!

Die Frau ekelte sich.

Warum? fragte sie. Muß das sein?

Wenn der Dieb deines Kleinods entdeckt werden soll, so muß es sein. Das Bier zeigt keine Blase.

Keine Blase?

Trinke ohne Widerrede, Frau, oder es ist zu spät.

Die Frau trank das Bier aus der Schüssel, mit Ekel und Widerwillen.

Er goß neues Bier in die Schüssel. Er sprach darüber dasselbe Gebet. Nach Beendigung des Gebets blickte er wieder auf das Bier. Es schwamm eine weiße Blase darauf.

Wir werden den Dieb finden! sagte er.

Er wandte sich zurück zu der ersten Schüssel. Er hob sie auf und schüttelte sie, daß die Pfennige auf dem Grunde sich erhoben und hin und her flogen. Dann setzte er die Schüssel wieder nieder.

Frau, welcher ist der Pfennig, den du für den Dieb in die Schüssel gelegt hast?

Dieser hier.

Sie zeigte mit dem Finger auf einen der Pfennige.

Der alte Litthauer stutzte. Sein Auge schien die Schüssel, das Geldstück, dann die Wände der Stube,

dann die neben ihm stehende Pfarrersfrau durchbohren zu wollen.

Bist du deiner Sache gewiß, Frau?

Ich erkenne das Stück. Es hat den hellen Streifen hier.

Des Litthauers bemächtigte sich ein finsterer Zorn.

Gehe heim, Frau! sagte er barsch.

Und der Dieb, Nachbar Gandraszus?

Gehe heim, Frau! sage ich dir.

Die Frau wurde frech.

Ah, sagte sie spöttisch, deine Kunst ist nichts. Du prahlst nur damit, wie ein gewöhnlicher Schaumseher, der für ein paar Silbergroschen seine falschen Kunststücke den Bauern vormacht.

In manchen litthauischen (und preußischen) Dörfern leben Männer, welche sich besonders mit dergleichen oder ähnlichen Ceremonien zur Entdeckung von Dieben beschäftigen. Von den Blasen auf dem Bier, deren Erscheinen eine nothwendige Bedingung der Entdeckung ist, werden sie Schaumseher genannt.

Der alte Litthauer vermochte seinen Zorn nicht mehr zu unterdrücken.

Weib, rief er, ich will dir sagen, wer der Dieb ist. Höre! Ein armes litthauisches Mädchen ist es, die du zuerst bestohlen hast. Jetzt gehe heim, aber

wirst du dich unterstehen, einen Schritt gegen das Mädchen zu thun, die unter meinem Schutze steht, so wird dein Gott dich gegen meine Rache nicht beschützen können.

Aber die Pfarrerin lachte seiner Drohung.

Also die Dirne ist es in der That. Mein Verdacht war gegründet! — Sie wird dafür büßen, trotz deiner jämmerlichen Drohungen.

Sie wollte sich entfernen.

An der Thür begegnete ihr das szamaitische Weib.

In der Pfarrerin schien plötzlich ein neuer Verdacht aufzusteigen, der zugleich den alten befestigte.

Dieses Weib ist hier! rief sie.

Sie verließ die Stube.

Die alte, häßliche Szamaitin war hastig eingetreten. Ohne ihren Packen, der unterdeß bedeutend an Umfang und Schwere verloren hatte, ein Zeichen, daß sie schon viele Geschäfte im Dorfe gemacht haben müsse, abzulegen, wandte sie sich an den alten Litthauer.

Kuningas, sagte sie, ich muß dir meine Bitte wiederholen, laß den Knaben noch vor Mitternacht fortschaffen.

Ich habe dir nein gesagt, erwiederte entschieden der Litthauer.

Seine Verfolger sind schon hier.

Vor Mitternacht verläßt Niemand das Dorf.

Ich gehöre nicht zum Dorfe; laß mich ihn fortbringen.

Auch kein Nachen geht fort.

So eben sind die Gendarmen eingetroffen; noch ist es Zeit, sie sind hinten beim Schulzen.

Vor den Gendarmen hüte du dich, Weib.

Was habe ich mit ihnen zu schaffen?

Sie können eher dich ergreifen, als den Knaben.

Der Alte sprach diese Worte in jenem sonderbar hohlen Tone, in welchem er vorhin die Gebete gesprochen hatte.

Die Gesichtsfarbe der Szamaitin veränderte sich nicht; aber ihre Augen blickten unruhig unter den dicken, grauen Augenbrauen.

In gleichgültigem Tone entgegnete sie:

Mich? Was habe ich mit den Gendarmen zu schaffen?

Der Alte wiederholte blos:

Ich sage dir, Weib, sie werden dich früher suchen, als den Knaben dort.

Mit eiligen Schritten und bedenklichen Gesichtern traten zwei alte Litthauer ein.

Kuningas Gandraszus, sagte der Eine, uns drohet Verrath.

Josua Gandraszus blieb ruhig.

Woher sollte der Verrath gegen uns kommen? Im Dorfe sind Gendarmen, vier Mann.

Sie suchen nicht uns und unseren Dienst der Götter.

Sie gingen zum Schulzen; auf dem Wege hat der Pfarrer sie zu sich rufen lassen; bei diesem sind sie.

Wer sollte uns verrathen haben? frage ich Euch, Ihr Männer. Nur wir Litthauer wissen um unser Beginnen. Der Verräther weiß, daß ihn der Tod treffen würde.

Der Pfarrer ist der Feind unseres Beginnens. Er kann errathen haben. Er ist dein Nachbar; er kann unsere Versammlungen bei dir bemerkt haben.

Wenn das auch. Er wird nicht wagen, mir entgegen zu treten. Er kennet meine Macht. Er würde seine Kalende verlieren, und diese Nichtssprecher*) die-

*) Theodor Lepner, „Erster Pfarrer der deutschen und littauischen Gemeinde Gottes in Budwethen," sagt in seiner Schrift: „Der preusche Littauer," (geschrieben im J. 1690, gedruckt Danzig, 1744) S. 99: „Wenn sie (die Litthauer) einen Prediger verachten, sagen sie, er sei ein Nieka Kalbys, ein Vorbringer der Fabeln (wörtlich: ein Nichtssprecher). Es muß solches von den treuen Priestern, die ihrer Seelen ewiges Heil suchen und befördern, gelitten werden, denn sie sagen es ihnen nicht unter die Augen, sondern hinterrücks, wenn sie bey einander seyn, bey ihrem Gesöffe fällen sie solche Urtheile."

nen ihrem Gotte nur um ihrer Kalende willen. Kehret ruhig zurück in Eure Häuser, Ihr Männer, und macht Eure Vorbereitungen, denn die Sonne geht bald unter, und ihre letzten Strahlen müssen Euch hier versammelt finden.

Du bist weise, sagten die Männer. Die Götter reden durch deinen Mund.

Sie entfernten sich.

Der alte Litthauer wandte sich an das szamaitische Weib.

Du hast gehört, die Gendarmen sind bei dem Pfarrer. Von dem Pfarrer werden sie zu dir kommen. Sein Weib sah dich hier. Entferne dich; du kennst die Wege und die Schlupfwinkel.

Das Weib sah nach der Kammer hin, in welcher die Flüchtlinge waren.

Der Alte bemerkte es.

Sie müssen bleiben, sagte er. Die Gendarmen haben das Dorf in Aufregung gebracht. Man würde dich mit ihnen sehen. Dich allein verräth Niemand. Jene Fremden würde man den Verfolgern ausliefern, gerade heute, um die Gendarmen von hier zu entfernen.

Und bei dir wird man sie finden, entgegnete das Weib.

Man wird sie nicht finden.

Warum werden sie denn mich bei dir finden? Laß auch mich bei dir bleiben.

Nein, Weib. Du trägst das gestohlene Kleinod jenes Weibes. Du hast es von einem armen litthauischen Mädchen genommen, das nun um deinetwillen wird leiden müssen. Die Hände jener Beiden sind frei von Diebstahl.

Das Weib schien auf einen Augenblick ihre Ehrerbietung gegen den alten Seher zu vergessen.

Und woher weißt du, daß ihre Hände rein sind? fragte sie.

Der Greis warf einen strengen Blick auf sie.

Weib, habe ich nicht ihre Augen, ihre Hände gesehen?

Das Weib schlug ihre Augen nieder, und neigte sich tief vor dem Alten.

Verzeihe mir, Kuningas. Du hast Recht. Ihre Hände sind rein. Der Eine ist geflohen, weil er den Moskowitern nicht als Soldat dienen wollte. Das Unglück des Anderen kenne ich nicht; aber er ist kein Dieb.

Gehe jetzt, Weib!

Und die beiden Verfolgten? Der arme Knabe? Wer wird ihn erretten?

Die Götter werden durch mich für ihn sorgen. Gehe, daß man in dem Hause des Pfarrers sieht, wie du dich entfernst. Schlupfwinkel sind in der Nähe, du kennst sie. Sie werden dir nicht dahin folgen können.

Das Weib nahm ehrfurchtsvoll die Hand des Alten, küßte sie und ging.

Der alte Litthauer setzte sich wieder an das Fenster. Aber er blickte auch jetzt nicht zum Himmel hinauf, sondern nach Haus und Garten des Pfarrers, und deren Umgebung.

Das szamaitische Weib sah er bald, gehorsam seinem Befehle, an der Hecke des Gartens entlang gehen. Sie ging rasch, aber in ihrer ganzen Höhe aufgerichtet.

In dem Hause des Pfarrers entdeckte man sie. Es wurden dort Stimmen laut. Die breite, keifende Stimme der Pfarrerin hörte man vor allen.

Dort geht sie, dort rennt sie, die Diebeshehlerin.

Das szamaitische Weib ging rascher. Auf einmal war sie fort.

Zwei Gendarmen eilten aus dem Hause, durch den Garten, nach der Gegend hin, in der das Weib verschwunden war.

Der alte Litthauer sah ihnen lange nach. Sie kehrten nicht zurück.

Er erhob sich. Er ging zu der Kammer, in der sich die beiden Flüchtlinge befanden. Er trat nur bis in die Thür.

Die Flüchtlinge lagen auf der Streu, die der Alte für das szamaitische Weib bereitet hatte. Sie schienen zu schlummern; nur halb; die eine Hälfte des Schlummers mochten ihnen Ungewißheit und Angst rauben.

Der Alte wandte sich an Gustav Walter.

Du bist Litthauer, Bursch? fragte er.

Ich bin geboren in Szamaiten, antwortete der junge Mann, wo auch meine Eltern und Großeltern geboren sind.

Kennst du unsere alten Götter?

Ich kenne sie.

Wenn du sie kennst, so mußt du an sie glauben.

Gustav Walter schwieg.

Man konnte in der Kammer jedes Wort hören, das in der Stube nebenan gesprochen wurde. Er konnte daher über den Fanatismus, über die fixen Ideen des alten Litthauers nicht in Zweifel sein. Er befand sich mit seiner Begleiterin in der Gewalt dieses Mannes. Gleichwohl schien er nicht geradezu eine Unwahrheit sprechen zu wollen.

Der Alte wartete auf keine Antwort.

Du mußt an sie glauben, wenn du sie kennst, wiederholte er zuversichtlich.

Du wirst daher, fuhr er fort, an dem Opfer Theil nehmen, das wir heute Abend den Göttern bereiten, um sie uns wieder gnädig zu machen. Es wird hier in meiner Stube dargebracht werden. Du wirst mir helfen, es vorzubereiten. Folge mir!

Du, Knabe, sprach der Alte weiter zu der verkleideten Dame, wirst hier bleiben. Kinder dürfen nicht kommen in die Versammlung der Männer und Weiber. Halte dich ruhig hier. Habe keine Furcht. Es wird dir kein Haar gekrümmt werden. Du bist hier heute unter dem besonderen Schutze der Götter.

Gustav Walter erhob sich. Er warf einen Blick auf die Gefährtin, der ihr sagte, daß er nur für ihre Sicherheit wachen werde. Die Worte des alten Mannes hatten sie mehr beunruhigt, als beruhigt. Der Blick des jungen Mannes schien wieder Muth in ihr Herz zu bringen.

Der alte Litthauer verließ mit Gustav Walter die Kammer.

Er führte ihn aus der Stube in einen, an der anderen Seite des schmalen Hausflurs gelegenen Raum, der die Vorrathskammer des Hauses bildete. Eine

Menge alten, zerbrochenen Hausraths aller Art lag darin durch einander. Zählte der noch immer rüstige Greis vielleicht ein Jahrhundert und mehr, so hatte er mindestens seit drei Viertheilen eines Jahrhunderts hier Alles aufgesammelt, was ihm in seinem Haushalt unbrauchbar oder entbehrlich geworden war, und noch manche andere Gegenstände dazu. Zwischen Scherben von Krügen, von Schüsseln, von Gläsern, lagen Stücke und Trümmer von Bänken, Tischen, Stühlen, Bettstellen, Zubern, Körben, Eimern und dergleichen. Dazwischen sah man Holzklötze mit eingeschnittenen sonderbaren Charakteren, wunderlich geformte ungeheure Wurzeln von Bäumen, abgezogene Häute von allerlei Thieren und Fischen, große Steine von ungewöhnlicher Form. Ihre Aufsammlung und Aufbewahrung ließ sich wohl nur mit den Einbildungen des alten Litthauers in Verbindung bringen. Aber gewiß hatte er mit durch sie den schon von Generationen ererbten und durch sein hohes Alter, durch seine Wissenschaft von manchen, seiner ungebildeten Umgebung unbekannten Dingen, und vor allem durch die Kraft seines von seinem Fanatismus gehobenen Willens, genährten und immer mehr gesteigerten Glauben an seinen Verkehr mit höheren, unsichtbaren, von ihm als die alten Götter des Landes bezeichneten Wesen,

und an eine ihm dadurch innewohnende höhere Macht, dadurch aber wieder seine eigene Macht und Verehrung unter seiner Umgebung, begründet und erhalten.

Der Alte musterte unter den vielerlei Sachen. Er bezeichnete dann einen der Holzklötze mit den fremdartigen Charakteren, eine große, alte, verbogene Schüssel von Zinn, und ein paar an der Wand stehende alte, von Rauch geschwärzte Breter.

Trage diese Sachen in die Stube! sagte er.

Gustav Walter gehorchte. Den Klotz half der Alte ihm tragen. Er wurde an das obere Ende der Stube, neben den dort befindlichen Feuerheerd gestellt. Hinter ihn, an die Wand gelehnt, stellte der Alte die Schüssel und die Breter. Alles wurde schweigend verrichtet.

Als es beendet war, zündete der Alte auf dem Heerd ein Feuer an. Darauf ging er zurück an das Fenster. Der unterste Rand der Sonnenkugel begann die hervorragenden Spitzen der westlichen Nehrung und im gleichen Augenblicke des Haffs zu berühren.

Sie werden kommen, sagte der alte Litthauer.

Er verschloß die beiden Fenster der Stube mit von innen vorhandenen Laden.

Die Stube war nur noch von dem Feuer, das

auf dem Heerde brannte, erleuchtet. Es war eine trübe, ungewisse Erleuchtung.

Nach kaum einer Minute hörte man durch die Stille, die in der Stube herrschte, draußen Schritte sich nahen. Es waren eine Menge Schritte, die von allen Seiten des Hauses zu kommen schienen. Sie naheten sich regelmäßig, mehr langsam als rasch, ohne weiteres Geräusch. Stimmen der Nahenden vernahm man nicht.

Gleich darauf öffnete sich die Stubenthür.

Zuerst schritten zwei alte Litthauer herein; sie waren sehr alt, sie gingen an Stäben, und doch hatte keiner von ihnen sich anders erinnern können, als den Kuningas Josua Gandraszus schon als alten Mann gekannt zu haben. Ihnen folgten in langer Reihe eine Menge anderer Litthauer, alte und junge; aber nur Männer. Sie traten Alle schweigend ein.

Josua Gandraszus hatte bei dem Eintritte der beiden Greise sich an den Heerd gestellt. Jeder der Litthauer ging auf ihn zu, reichte ihm die Hand und stellte sich dann zur Seite. Sie stellten sich so in einem Halbkreise um ihn, den Aeltesten von ihnen Allen, auf.

Der Kuningas wandte sich zu Gustav Walter.

Gehe hinaus, Bursch, und schaue nach den Stra h-

len der Sonne. Wenn sich der letzte Strahl in das Haff gesenkt hat, so kehre zurück uud verkünde es.

Gustav Walter verließ die Stube. Er kehrte fast unmittelbar zurück.

Die Sonne ist am Himmel verschwunden, sagte er.

Verschließe die Thür! befahl der Greis; unsere Zahl ist geschlossen.

Der junge Mann verschloß die Thür.

In der Stube herrschte eine tiefe Stille.

Alle Anwesenden standen unbeweglich. Alle Blicke waren auf Josua Gandraszus gerichtet.

Der Greis richtete sich höher auf.

Wählet den Waidelotten für unser Opfer', Ihr Männer, sagte er.

Die alten heidnischen Priester der Preußen hießen Waidelotten.

Einer der beiden Greise, die zuerst eingetreten waren, nahm das Wort:

Kuningas Josua Gandraszus, du bist der Aelteste und Weiseste unter uns; dich lieben die Unsichtbaren; sei du unser Waidelotte.

So sei es, sprach der zweite der Greise.

So sei es, wiederholten die sämmtlichen Anderen.

So sei es denn! sagte auch Josua Gandraszus.

Mit erhöheter Stimme fuhr er fort:

Ihr Männer, bereitet jetzt das Opfer und holet die Weiber, daß sie Euch helfen.

Die Litthauer verließen die Stube.

Nur der Waidelotte Josua Gandraszus blieb mit Gustav Walter zurück.

Er stellte sich vor das Feuer des Heerdes, in das er still hineinblickte.

Die Litthauer kehrten zurück.

Vorauf schritten Vier von ihnen. Sie trugen einen schwarzen Bock, an dem kein weißes Haar zu sehen war. Seine Beine hatten sie gebunden. Sie legten ihn in eine Ecke der Stube.

Die Anderen trugen jeder ein Bündel Holz oder Reisig.

Hinter den Männern trat ein Haufen Weiber herein. Jede von ihnen trug eine große Schüssel mit Weizenmehl und an der Seite einen kleinen Krug.

Die Männer legten ihr Holz und Reisig zusammen und zündeten davon auf dem Estrich in der Mitte der Stube ein Feuer an, das die Stube fast in ihrer ganzen Länge durchzog.

Die Weiber kneteten unterdeß das mitgebrachte Mehl in Form von Kuchen.

Alles geschah unter dem tiefsten Schweigen.

Als es beendet war, stellte der Waidelotte sich

auf den Holzklotz, den er vorhin mit Gustav Walter hereingebracht hatte.

Die Männer legten sich um das Feuer nieder.

Die Weiber lagerten sich hinter den Männern.

Alle hatten die Gesichter zu dem Waidelotten gerichtet. Sie sahen ihn mit gespannter, aber ehrfurchtsvoller Erwartung an.

Der Greis stand aufrecht auf seinem erhöheten Platze. Die Arme hatte er lang am Leibe herunterhängen. Die Augen starrten zu der Decke der Stube hinauf. Er stand so, unbeweglich, wie eine leblose Bildsäule. Nach und nach schien er sich zu beleben. Aber das Leben zeigte sich nur in seinen Gesichtsmuskeln, die, wie unwillkürlich, heftig zu zucken begannen, und in seinen Augen, in denen ein wildes Feuer emporloderte und mehr und mehr glühete und brannte. Der ganze übrige Körper blieb unbeweglich.

Der hundertjährige, der vielleicht mehr als hundertjährige Litthauer glich in dem rothen Scheine des flackernden Feuers, in der Mitte der ihn umlagernden litthauischen Männer und Weiber, einem uralten, aus dem Grabe vergangener Jahrhunderte hervorgestiegenen Bilde des Wahnsinns, das das Volk — anbetet.

Er erhob seine hohle Stimme, tief, langsam, feierlich.

Die Götter zürnen uns, sprach er. Sie zürnen Euch, Ihr Männer und Ihr Weiber. Sie ziehen ihre schützenden, segnenden Hände von Euch. Sie strafen Euch mit Noth und Elend. Ihr habt ihren Zorn, ihre Strafe verdient. Geboren in dem Lande, das sie Euch geschenkt haben, lebend in dem Lande, das sie Euch erhalten, vergesset und verachtet Ihr sie, fluchet Ihr ihnen gar; folgt Ihr den Geboten, der Lehre eines fremden Volkes, das feindlich Euren Göttern, feindlich Euren Vorfahren, feindlich Euch selbst ist, das Eure Väter erschlagen, Euer Land geraubt, Euch zu seinen Sklaven gemacht hat. Und Ihr seid ein edles Volk, stammend von tapferen und weisen Männern. Und sie sind ein Volk der Barbaren, herbeigelaufen aus unbekannten Ländern. Vernehmet aus meinem Munde die Geschichte unserer Vorfahren. Vor anderthalb tausend Jahren lebten sie in dem Lande des höchsten Nordens, als ein wildes und barbarisches Volk aus dem Süden dahin kam, welches von ihnen verlangte, entweder das Land zu räumen, oder wenn sie ferner darin bleiben wollten, davon zu zinsen. Unsere Vorfahren hatten zu jener Zeit zwei Könige, genannt Bruteno und Widewuto. Diese hielten einen Rath mit ihren Edelingen, was zu thun sei; sie, die geborene Herren des Landes wären, möchten sich nich

entschließen, unterthan zu werden; auf einen Kampf könnten sie sich nicht einlassen, da es ihnen unmöglich sei, jenen zahlreichen wilden Horden Widerstand zu leisten; so beschlossen sie, das Land zu räumen. Sie setzten sich auf Flöße und fuhren durch Cronus, die Ostsee, und Hailibo, das frische Haff, und kamen in das Land Ulmigeria. Hier schlugen sie ihre Gezelte auf und bauten nach ihrer Weise Schlösser und Dörfer. In dem neuen Lande beschlossen sie, einen König neu zu wählen. Deshalb versammelten sich zu einer Zeit alle Männer, und ihre Wahl fiel auf Bruteno. Dieser sprach jedoch, er könne solche nicht annehmen, da er sich zum Dienste der Götter verpflichtet habe, und brachte seinen Bruder Widewuto in Vorschlag, der ein beherzter Mann sei und das Volk brüderlich regieren werde. So wählten sie Letzteren und krönten ihn zum Könige. Widewuto aber mit allem Volke verwilligten Bruteno zum Oberherrn zu haben, und nannten ihn Kriwe Kriwaito, das ist: unser Herr nächst Gott, und versprachen, ohne seinen Willen nichts zu thun, sondern ihn zu hören, wie Gott selbst. Das Land nannten sie Brutenia, von Bruteno, und beschlossen, Niemandem zu dienen und zu opfern, als ihren Göttern.

Ihrer Götter aber waren drei, und hießen: Per-

kunos, Pikollos und Potrimpos. Der vornehmste war Perkunos, der Gott des Donners, von ewig kräftigem Alter, Haar und Bart kraus, das Haupt mit Feuerflammen gekrönt, das Angesicht feuerroth, aufgeblasen und zornig. Pikollos war der Gott des Todes, ein alter langer Mann mit einem grauen Barte, das Gesicht von bleicher Todtenfarbe, von unten nach oben schauend. Potrimpos war der Gott des Getreides und des Krieges, ein ewig junger Mann mit einem fröhlichen, lachenden Gesichte, ohne Bart, das Haupt mit Kornähren gekrönt. Die Götter wurden verehrt mit allerlei Gaben und Geschenken; das angenehmste Geschenk war ihnen das Blut der Feinde, vornehmlich der Christen, und wenn ein Christ in das Innere ihres Tempels und das Angesicht der Götter geschaut hatte, so waren diese dem Volke nicht wieder zum Heile, als bis ihnen das Blut desselbigen Christen geopfert war. Die Götter aber leben noch.

Als die Herrschaft in dem Lande Brutenia geordnet war, baute Bruteno den Göttern einen Tempel bei einer sechs Ellen dicken Eiche, die gelegen war bei der berühmten Stadt Romove. Diese Eiche war heilig; ein Mensch oder ein Stück Vieh, so nur eins von ihren Blättern am Halse trug, entging dadurch allem Unglücke. Neben dem Tempel erbaute er eine Woh-

nung für sich und für die Waidelotten. Widewuto aber baute zwischen Crono und Hailibo ein Schloß, das er Roitto, Reitenburg, nannte, von welchem aus er das Land regierte.

Nachdem nun aber Widewuto einhundert und sechszehn, und Bruteno einhundert zwei und dreißig Jahre waren alt geworden, da beschlossen sie, die Ihren zu versorgen, damit jeder wohl wisse, was auf ihn treffe und später kein Hader über die Theilung entstehe. So versammelten sie alles Volk und verkündeten, was geschehen solle. Zum ersten nahm der Kriwe Kriwaito einen Bock, und tödtete ihn vor der heiligen Eiche um ihrer Aller Sünden willen; das Fleisch brieten sie mit den Blättern der Eiche, verzehrten es und tranken dazu Meth. Am anderen Morgen früh setzten Widewuto und Bruteno vor der Eiche sich nieder und riefen zuvörderst jenes ältesten Sohn herbei, welcher hieß Lytpho oder Litthuo, und sprachen zu ihm: Gelobest du unseren gnädigen Göttern Andacht und ihrem Kriwaito Gehorsam, und daran zu setzen Leib und Gut, so Jemand sie verringern wollte in ihrer Ehre? Worauf Litthuo sprach: Ich gelobe es bei der Strafe meines Gottes Perkunos, der mich tödten soll durch sein Feuer, wo ich meinen Eid nicht halte. Da sprach Bruteno: So lege deine Hand auf

das Haupt deines Vaters und danach rühre die heilige Eiche an. Und also that er. Danach sprach Widewuto: Du sollst Herr sein in dem Lande von Boiko, Bug, und Niemo, Niemen, den fließenden Wassern, bis an Thamsoan den Wald. Und er nahm es mit der Zeit ein und baute sich eine Feste, die nannte er nach seinem Sohne Gartho, Grodno. Das Land aber erhielt von ihm selbst den Namen Litthauen.

Danach theilte Widewuto dem Samo, seinem zweiten Sohne, das Land von Crono und Hailibo bis auf Skara das Wasser, und er nahm es mit der Zeit ein und ward nach ihm Samland genannt. Er baute sich auf einem mächtigen Sandberge die Feste Gailgarvo, Galtgarben. Samo hatte mit den Seinen eine sonderliche Lebensweise; denn sie waren andächtiger wie die übrigen Brutener und wählten auch einen besonderen Eichenwald zu ihrer Andacht aus, in welchem sie einen Haufen Schlangen zu Ehren der Götter unterhielten. Samo ließ weniger Kinder als seine Brüder, denn sein Weib Pregolla ertrank in dem Flusse Skara, davon dieser den Namen Pregel erhielt.

Der dritte Sohn, Sudo, bekam das Land zwischen Crono, Skara und Curtono, das kurische Haff, was er zu seiner Zeit einnahm und nach seinem Sohne eine Feste Perpeilko erbaute. Das Volk, das darin

wohnte, hielt sich von Anbeginn ehrbar, und däuchten sich Alle Edelinge, weil sie allein mit Sudo, einen mächtigen König des Venederlandes, jetzt Russisch-Litthauen, besiegten. Die Sudauer sind bis auf den heutigen Tag ein lustig Volk geblieben, das seine größte Freude am Trinken hat.

Nadrau, der vierte Sohn, huldigte wie seine Brüder, und ihm ward zugetheilt das Land zwischen Skara, Boiko und Curtono, was von ihm Nadrauen genannt ward, und in dem er eine Veste erbaute, genannt Staimto.

Scalowo, dem fünften Sohne, ward gegeben das Land zwischen Pregolla, Curtono, Niemo und Stargo, dem Wasser. Er nannte selbiges Scalawonien, Schalaunen. Die Bewohner sind gewesen von Anbeginn ein unlustiges Volk und ungetreu, und fanden ihre größte Seligkeit im Schlafen, so daß ihre Trägheit zum Sprichwort im Lande ward.

Natango, der sechste Sohn, huldigte wie seine Brüder, und ihm ward zugeeignet das Land zwischen Pregolla, Alla, Bassaro (Passarge) und Hailibo, und er nahm es mit der Zeit ein und wohnte auf Honeda, Bolga, dem Schlosse; das Land aber ward Natangen genannt. Natango hatte einen Sohn Lucigo, dem zugeeignet ward Noito die Burg und Crono das Wasser, denn er war ein Mann, dem Fischerei lieb war. Dieser fand auch zuerst den Bernstein.

Barto, der siebente Sohn, erhielt das Gebiet die Alla aufwärts bis an Lyko das Wasser und bis an das Land seines Bruders Litthuo, nannte es Bartenland und baute darin eine Feste Barto, Bartenstein. Dieser hatte viele Kinder, deren jegliches ein König war und sich eine Veste baute. Denn sie waren sehr haderhaftig und hatten viel Feindschaft, sonderlich mit den Erben Natangos um Lucigos willen, dem Widewuto etwas Besonderes zugeeignet hatte, da sie doch so nahe daran gewesen wären, wie Natangos Sohn.

Der achte Sohn Galindo bekam die Lande gelegen von Kaboso bis an die Grenzen der Masau; das Land hieß von ihm Galindien und die Burg nannte er Galindo, ward auch nachgehends Galinderberg genannt. Das Volk wurde mit der Zeit mächtig und führte viele Kriege mit den Masuren.

Dem neunten Sohne, Warmo, verlieh der König die Lande an der Nara, Nariensee, und Bassora. Er baute sich eine Veste, die er Tolo nannte. Von ihm ward das Land, nach seinem Weibe Ermia, Ermeland genannt.

Hoggo, dem zehnten Sohne, überwies der König das Land zwischen Weseke, Bassora und Drusino dem Wasser. Er baute sich eine Veste Tolko, Tolkemitt, genannt. Das Land aber ward geheißen das Hog-

gerland, oder auch nach seiner Tochter Poggezana, Pogesamien.

Pomeso, dem eilften Sohne des Königs, ward zugetheilt das Land zwischen Weseke, Mokra (Ossa), Noita (Nogath), Istula (Weichsel) bis an die Grenzen der Masau, und es ward nach ihm Pomesanien genannt. Er hatte keine Burg, die ihm zur festen Wohnung diente, sondern, wo es ihm am besten gefiel, da wohnte er unter einem Gezelte. Er hatte sehr viele Kinder, die alle wie der Vater Riesen und Könige waren, und diese bauten die Vesten zu Riseo, (Riesenburg), Bolto, Weso und Nargoltons.

Der zwölfte Sohn Widewutos, Chelmo, erhielt das Gebiet zwischen Mokra, Istula und Driwantza. Er baute sich eine Veste und nannte sie nach seinem Namen Chelmo, Culm, und eine andere, die er nach seinem Sohne Potto, Potterberg hieß. Das Land heißt von ihm das Culmerland.

Nun lasset Euch ferner erzählen das heilige Ende des Königs Widewuto. Als er ob seines hohen Alters nicht mehr wie sonst seine Heere zum Siege führen konnte, da richteten seine Feinde ein großes Bündniß auf, daß siedi e Brutener mit Heeresmacht überzögen. Wie nun solches Widewuto kund ward, und er gegen die große Macht der Feinde keinen anderen Rath bei

sich befand, als daß er sich den Göttern selbst opfere, um so den Seinen mehr Herzens zu machen und sie anzufeuern, daß sie seinen Tod rächten; da eröffnete er seinem ältesten Sohne Litthuo sein Vorhaben, ihm zu Gemüthe führend, wie die Feinde rings umher in Ausrüstung wären, die Brutener zu überziehen und gar zu vertilgen, er aber mit hohem Alter beladen und unvermögend sei, solchen schweren Krieg durchzuführen, demnach er beschlossen habe, sein nunmehr unnützes Leben im Feuer zu opfern, auf daß er mit den Göttern sich unterreden und Hülfe zu diesem Kriege erbitten könne. Befahl also dem Sohne, wenn sein feierliches Begängniß gehalten und seine Asche verwahrt sei, den Kampf rühmlich zu beginnen und die Götter im Uebrigen walten zu lassen, deren Hülfe ihm dann nicht entstehen werde. Darauf ließ Widewuto vor der großen Eiche zu Romove einen hohen Holzhaufen aufrichten, auf den das Volk brennende Fackeln warf, so daß die Flamme mit großem Geprassel in die Luft stieg. Demnächst brachten sie die Opfer an kleinem und großem Viehe, sonderlich Ochsen mit vergoldeten Hörnern, deren Eingeweide sie in die Gluth warfen. Der König selbst stand herrlich bekleidet, eine goldene Schaale mit Meth, den er einer großen schwarzen Kuh zwischen die Hörner goß, haltend; den rechten

Fuß und den linken Arm hatte er unbekleidet, und sprach also ein feierliches Gebet: „Ihr Götter des Meeres und der Erden, ihr Götter der Nacht und Finsterniß, ihr, die ihr in diesen Wäldern und an diesem geheiligten Orte euren Tempel und eure Wohnung habt, die ihr den feurigen Blitz vom Himmel hinabwerfet und mit Donner der Menschen Herz erschrecket, die ihr Ungewitter und Regen aussendet, die ihr unter den Wolken und bei dem lichten Monde euren Haushalt habt und mit schnellen Flügeln durch die Luft fahrt, schauet an dieses Opfer, schauet an mich, der ich zur Aufopferung bei diesem heiligen Altare geweiht werde, und nehmet mich, als den König, der sich für sein Volk im Flammentode dargiebt, gnädig an; aber unter unsere Feinde sendet Schrecken, Furcht, Flucht und Kraftlosigkeit im Kampfe; verleihet meinen Brutenern Sieg, so will ich mich freiwillig für mein Land opfern." Nach dieser Rede stürzte er sich sonder Zagen inmitten der Flammen. Darauf führten die Obristen des Volks und die Jünglinge einen Kriegsreigen mit kläglichem Jammer und Geschrei um den Scheiterhaufen und schlugen dreimal mit den Waffen an einander, daß es durch die Luft ertönte und durch die Wälder weit und breit erschallte. Also entbrannten ihre Herzen, daß sie kühn wurden, und sie schrieen Alle, jung

und alt, zu den Waffen und verbanden sich zusammen, der Götter Hülfe durch ihres Königs Opfer gewärtig, gegen den Feind zu ziehen.

So, Ihr Männer, waren unsere großen Vorfahren, und die Götter beschützten sie, und sie blieben den Göttern treu und dankbar. Die Feinde der Götter sandten Männer in unser Land, um dem Volke die christliche Lehre zu predigen, Männer, die unter ihnen große und vornehme Priester waren, und die sie noch als Heilige verehren, Adalbert hieß der eine, und Bonifacius der andere. Aber das Volk der Brutener erschlug sie; den Leichnam des ersten zerschnitten sie in viele Stücke, die sie an dem Ufer des Meeres herumwarfen, den Vögeln und den wilden Thieren zur Beute; dem anderen wurde vor versammeltem Volke das Haupt abgeschlagen. Jene Feinde sandten darauf wilde Kriegsvölker in unser Land, um das Volk mit der Gewalt des Schwertes und des Feuers von dem Dienste der Götter zu verjagen und zu ihrem Dienste zu zwingen. Lange Jahre leistete das tapfere Volk ihnen Widerstand. Aber es kamen ihrer immer mehr, und für jeden Erschlagenen unter ihnen zehn neue, aus allen Gegenden der Erde. Die tödteten immer mehr von unserem Volke, dessen Häuflein von Tage zu Tage kleiner wurde. Die Noth zwang endlich die,

so noch übrig geblieben waren, die fremde Lehre, die Lehre ihrer Unterdrücker, der Mörder ihrer Väter und Brüder anzunehmen.

Die Götter zürnten über den Abfall. Sie zürnen noch. Ihre Bilder sind verschwunden. Die heiligen Eichen, unter denen sie verehrt wurden, sind zerstört. Aber die Götter selbst sind nicht verschwunden und nicht zerstört. Noch oft geben sie sich kund um die Orte, an denen ihre Eichen vor Zeiten standen, durch grausame Ungewitter, Donner und Blitz und ein Sausen und Stürmen, als wenn die Zweige und die Blätter der Eichen noch weheten und sie darin umherführen. Und in dem alten Berge Rombinus, unten an dem Niemen, jenseits der Stadt Tilse, liegt in der Tiefe des Sandes vergraben noch die goldene Schüssel, in welcher dem Gotte Perkunos geopfert wurde. Den großen Opferstein haben vor mehreren Jahren die Deutschen zerschlagen. Der Zorn der Götter ist seitdem von neuem erwacht.

Von neuem zürnen sie uns, weil wir mehr und mehr ihrer vergessen, nicht mehr zu ihren heiligen Orten wallfahrten, ihnen ihre Opfer entziehen. Mehr und mehr zürnen, mehr und mehr strafen sie uns. Auch uns hier hat ihre Hand erreicht. Eure Nahrung, Euer Brod und Euer Fleisch, Eure Wohnung und

Eure Bekleidung sind Euch die Fische des Haffs. Ihr finget sie reichlich in Euren Netzen; Ihr dörrtet sie und hinget sie auf in Euren Rauchfängen, und triebet einen reichen Handel damit nach Memel, nach Tilsit, nach Schaaken, nach Labiau. Seit Wochen haben Eure Netze keinen Fisch mehr gesehen. Eure Hände feiern, Eure Kähne verfaulen. Das ist die Strafe der Götter. Sie werden noch mehr Noth, noch mehr Elend über Euch schicken, Eure Leiber werden verhungern, Eure Kinder werden vergebens nach Brod schreien, wenn Ihr die Götter Euch nicht versöhnt, wenn Ihr sie Euch nicht wieder gnädig macht durch Opfer, die Ihr ihnen darbringt.

Von Bruteno, dem großen Kriwe Kriwaito, haben wir das heilige und geheimnißvolle Opfer ererbt, das den Göttern augenehm ist vor allen. Es ihnen heiligen, dazu habt Ihr Euch hier versammelt. Durch dieses Opfer weihet Ihr Euch selbst ihnen wieder, erkennet Ihr ihre hohe Macht an, und unterwerft Ihr Euch ihrer Gnade, aber auch ihrem Zorne, wenn Ihr sie wieder verleugnet.

Lasset uns zu dem Opfer schreiten.

Der Greis endete. Er hatte vom Anfange bis zum Ende langsam und feierlich gesprochen; nur selten hatte er seine Stimme erhoben.

Die Versammlung hatte ihm vom Anfange bis zum Ende im tiefsten Schweigen, mit der größten Aufmerksamkeit zugehört. Als er schloß, gaben sie den tiefen Eindruck, den seine Worte auf sie gemacht, durch jenes Seufzen und Stöhnen kund, mit dem die Litthauer auch in der Kirche bezeugen, daß die Worte des Predigers Eingang in ihr Inneres gefunden haben. Zuerst seufzten schwer und stöhnten die beiden Greise; ihnen folgten sämmtliche Männer dem Alter nach. Sodann seufzten und stöhnten in gleicher Ordnung die Weiber.

Der Waidelotte trat von seinem erhöheten Platze herunter. Die Männer und Weiber erhoben sich von der Erde.

Er trat zwischen sie; sie bildeten einen Kreis um ihn; zuerst wieder die Männer, hinter diesen die Weiber.

Männer, führt das Opfer in unsere Mitte! rief der Waidelotte.

Die vier Männer, die den schwarzen Bock in die Stube gebracht hatten, trugen diesen jetzt in die Mitte des Kreises, zu den Füßen des Waidelotten.

Der Waidelotte legte seine Hände über das Thier, und rief die Götter an.

Ihr mächtigen Götter dieses Landes, dieses Volkes,

rief er, schauet gnädig auf uns hernieder. Ihr Götter des Meeres und der Erde, Ihr Götter der Nacht und der Finsterniß, schauet gnädig nieder auf das Opfer, das wir demüthig und reuig Euch hier heiligen. Perkunos, du erster der Götter, du Gott des Donners und der Fruchtbarkeit, und du, Pikollos, du blasser Gott des Todes, und du, furchtbarer Gott des Krieges und fruchtbarer Gott des Getreides, Potrimpos, auch du, Gorcho, du freundlicher Gott des Essens und des Trinkens, und endlich du, holdselige Götterjungfrau Seminas, mit dem schneeweißen Leibe und den goldenen Haaren, die bis auf deine Kniee reichen, schauet Alle gnädig herab auf dieses Opfer und nehmet es an als ein Zeichen Eurer Versöhnung, als ein Zeichen, daß Ihr uns erlasset, was wir gegen Euch gefehlt haben.

Der Waidelotte fiel in die Kniee. Alle Anwesenden folgten seinem Beispiele.

Ja, rief er mit lauterer Stimme, wir haben gefehlt gegen Euch, Ihr Götter. Wir haben viel und schwer gefehlt. Wir Alle. Verzeihet es uns!

Wir Alle. Verzeihet es uns! rief ihm die Versammlung nach, zuerst die Männer, dann die Weiber.

Wir haben Euch vernachlässigt über dem Dienste des fremden Gottes. Verzeihet es uns!

Verzeihet es uns! riefen Alle.

Wir haben Euch kein Opfer gebracht, wenn wir zum Fischfange ausfuhren; wir haben Euch von dem Fange nichts geopfert, wenn wir heimkehrten. Verzeihet es uns!

Verzeihet es uns!

Wir haben vergessen, zu unseren Ehen Euren Segen durch Gebet und Opfer zu erflehen. Verzeihet es uns!

Verzeihet es uns!

Wir haben Euren Freunden, den unsichtbaren Barstukken, den Tisch nicht gedeckt mit einem sauberen Tischtuche, mit Brod, Käse, Butter und Bier, und sie nicht zur Mahlzeit gebeten. Verzeihet es uns!

Verzeihet es uns!

O, verzeihet es, Ihr mächtigen Götter, Alles, was wir gegen Euch gefehlt und verbrochen, wodurch wir Euren Zorn gereizt haben.

Verzeihet, verzeihet!

Der Waidelotte erhob sich.

Ergreift das Opfer! rief er mit lauter Stimme, und stimmt den Lobgesang an zu Ehren der Götter.

Der Bock wurde in die Höhe gehoben. Alle Männer faßten ihn an, oder suchten nur einen Theil des Thieres zu berühren.

Sie stimmten einen Lobgesang der Götter an.

Die Männer begannen. Die Weiber antworteten.

Der Volksgesang zeichnet sich fast überall durch weiche, zarte, melancholische, und deshalb langsam, schwebend vorgetragene Melodien aus. Man sagt, in diesen weichen, melancholischen Tönen spreche das wahre Gefühl, der eigentliche Sinn des Volkes sich aus, der überall, so lange er nicht durch irgend ein Mittel, oder nach irgend einer Seite hin, im Guten oder im Bösen, zur Freude oder zur Wuth, aufgeregt worden, ein weicher, trauriger, klagender, melancholischer sei. Es ist das nicht überall und nicht immer wahr. Der Grund jener Erscheinung ist der, daß das Volk eben nur seine zarten, weichen, traurigen Gefühle in die von ihm selbst gebildeten Melodien einzukleiden pflegt. Die Trauer, der Schmerz suchen naturgemäß die Einsamkeit. Die Einsamkeit selbst schon stimmt den Menschen traurig, weicher. Aber auch der einsame Mensch fühlt das Bedürfniß, seine Gefühle laut auszusprechen. Er sagt sie der Natur, die rund um ihn her lebt, mit tausend Ohren ihn zu hören, der Quelle, den Bäumen, den Blumen, den Vögeln in der Luft, den Bienen auf den Blättern, den Ameisen auf der Erde, der Spinne in dem Winkel des stillen Gefängnisses. Die Töne des wilden Schmer-

zes, der herben Trauer, sind wild, herbe, abgestoßen. Aber die Einsamkeit mindert den Schmerz und die Trauer; darum eben suchen Trauer und Schmerz sie unwillkürlich als das naturgemäße Heilmittel auf. Die Töne des weicheren Schmerzes, der sanfteren Trauer, der Wehklage, sind weich und sanft, sie fließen langsam dahin, erst leise, kaum hörbar, dann nach und nach anschwellend, zuletzt fest und mächtig, wie die sichere, kräftige Hand des Trostes. So bilden sie sich von selbst zu jenen sanften, weichen, melancholischen Melodien, in denen zuletzt immer ein schöner, sicherer Trost durchklingt.

Ein fröhlicher Gesang des Volkes, sei er jauchzend oder auch tändelnd, ist nicht aus dem Volke selbst hervorgegangen. Er ist künstlich von einem Künstler gemacht, componirt. Daher erhält er sich auch nicht im Munde des Volkes. Die Melodie verschwindet entweder ganz wieder und erhält sich nur in den Notenbüchern, oder das Volk verarbeitet sie unwillkürlich nach und nach in seiner Weise zu einer weichen, melancholischen Weise um.

Zu allen jenen Volksmelodien steht fast in einem vollen Gegensatze der Volksgesang der Litthauer. Die Melodien ihrer Volkslieder sind ohne Ausnahme rauh, eckig, abgestoßen, schreiend, kreischend, und bei alledem

dennoch im Ganzen sehr eintönig. Bei den Polen soll etwas Aehnliches vorkommen. Die bekannten Volksmelodien anderer slavischer Völker zeigen nicht dasselbe. Woher jene Erscheinung unter den Litthauern? Der Grund ist mir nicht klar geworden. Der Grundcharakter des litthauischen Volkes ist kein roherer oder rauherer, als der Volkscharakter anderswo. Er ist sogar im Gegentheil ein poetischer; wenn ihrer Zwei beisammen sind, so dichten sie unwillkürlich ein kleines Lied. Auch in dem Inhalte ihrer Lieder, die sie singen, kann der Grund nicht zu suchen sein. Ein großer Theil derselben ist allerdings vorherrschend leichten, tändelnden Inhalts. Aber die meisten sprechen Trauer, Klage oder Sehnsucht aus, und zwar in weichen, sanften, rührenden Worten. Und selbst durch jene vorherrschend tändelnden Lieder zieht fast immer ein Ton der Sehnsucht, der leisen Wehmuth sich hindurch. Wie lieb man auf der Stelle das litthauische Volkslied gewinnt, an den litthauischen Volksgesang muß man sich lange gewöhnen, um ihn nicht ohrzerreißend zu finden; dem Ohre angenehm wird er ungeachtet seiner Eigenthümlichkeit nie.

Wenn ich leider oft den verderblichen Hang des Litthauers, des Mannes wie des Weibes, wie schon der Kinder, zum Schnaps betrachten, und dabei mich

erinnern mußte, wie der Schnaps nur dem Meth Platz gemacht hat, den, nach der Sage schon Widewuto oder Waidewuttus, auch schon im vierten oder sechsten Jahrhunderte mit in das Land gebracht hat, so glaubte ich manchmal dadurch auf einen Erklärungsgrund zu stoßen, den ich freilich nie habe aussprechen mögen, auch jetzt nicht aufstellen mag. —

Die Männer sangen:

Perkunos, Gott des Donners,
Was gleichet deiner Macht!
Dein Haupt, gekrönt mit Flammen,
Es trägt die ganze Welt.
Es trägt den Mond, die Sterne,
Die Sonne, der Erde Last.

Pikollos, hagerer, alter,
Du bleicher Todesmann,
Du nährst das heilige Feuer
In der Erde tiefem Grund,
Zu erfreuen und wärmen die Frommen,
Den Bösen zur ewigen Qual.

Potrimpos, fröhlicher, junger,
Dir dienet Sonn' und Mond,
Dir dient der Grund der Erde,
Dir dient der Früchte Keim.
Du schenkst der Erde Segen,
Du schenkst den Wiesen Pracht.

O, all Ihr Götter, alle,
Wie groß und reich seid Ihr!

Ihr fahrt in Sturm und Donner,
Ihr kommt im Sonnenschein;
Gebt Leben Euren Freunden,
Gebt Euren Feinden den Tod.
Gebt Leben auch uns, Ihr Götter,
Wir bitten, wir flehen darum.

Die Weiber sangen:

Perkunos, der Gott des Donners,
Pikollos, der Unterwelt Gott,
Sie zogen eines Tages
Zur Erde im Wandererkleid,
Zu schauen nach des ewigen,
Des heiligen Feuers Brand.

Sie kamen zu deiner Wohnung,
Du nahmst sie freundlich auf,
Seminas, der Erde Göttin,
Mit deinem grünen Myrtenkranz,
Umwunden mit rothen Rosen,
Drei goldene Aepfel in der Hand.

Da gab dir Perkunos, der hohe,
Der ewigen Jugend Pracht!
Zwölf heilige Jungfrauen schenkte
Dir des Pikollos Dank,
Für jene die Arbeit zu fördern,
Die sich weihen deinem Dienst.

Du sendest, du traute Göttin,
Die heiligen Mädchen umher,
Die Arbeit zu vollenden
Für den fleißigen kranken Mann,
Und für den fleißigen, keuschen Jüngling,
Der bei seinem Mädchen wacht.

Die Männer und die Weiber wiederholten zusammen:

O, all Ihr Götter, alle,
Wie groß, wie reich seid Ihr!
Ihr fahrt in Sturm und Donner,
Ihr kommt im Sonnenschein;
Gebt Leben Euren Freunden,
Gebt Euren Feinden den Tod.
Gebt Leben auch uns, Ihr Götter,
Wir bitten, wir flehen darum.

Der Gesang war vollendet. Die rauhe, abgebrochen und rasch hervorgestoßene Melodie hatte, trotz ihrer Eintönigkeit, wie es immer bei gemeinschaftlichen Gesängen der Litthauer der Fall ist, die Opfernden aufgeregt. Die Töne waren schreiender, kreischender geworden, zuletzt rascher, wilder hervorgestoßen. Auf einen feierlichen Wink des alten Waidelotten wurde aber Alles plötzlich stumm und unbeweglich. So groß war, freilich in Verbindung mit dem für sie Feierlichen der Handlung, die Gewalt des fanatischen Greises.

Setzet das Opfer nieder zur Erde! befahl der Waidelotte den Männern, die den Bock hielten.

Seinem Befehle wurde gehorcht.

Er wandte sich an alle Anwesenden:

Verrichtet jetzt das Opfer! sprach er. Verrichtet es in tiefer Demuth. Verrichtet es, wie es von Euren Vorfahren auf Euch gekommen ist, den Göttern an-

genehm. Und wie Ihr es verrichtet und verrichten sehet, so merket es Euch in Euren Herzen, um es zu bringen auf Eure Kinder und die Kinder Eurer Kinder.

Er zog aus seinem Busen ein langes Messer hervor. Er winkte zweien Männern, die Schüssel herbeizuholen, die er früher aus der alten Kammer hatte herbeitragen lassen. Er bückte sich nieder zu dem Thiere. Er stieß ihm das Messer tief in die Brust. Das Blut des Thieres spritzte in die Höhe und floß dann nieder. In der großen Schüssel wurde es aufgefangen und gesammelt.

Der Waidelotte ließ sich die Schüssel reichen. Er tauchte seine Hand hinein; mit der blutigen Hand besprengte er die Anwesenden. Dann naheten sich ihm die Weiber. Jede hatte eine kleine Flasche hervorgezogen. Er goß ihnen aus der Schüssel von dem Blute hinein. Sie steckten sorgfältig die Flaschen wieder zu sich. Das Blut des Opferthieres sollte Menschen und Vieh gegen Krankheiten schützen. Die Menschen mußten damit besprengt, den Thieren mußte es zu trinken gegeben werden. Sein nächster Zweck war, bei der ersten Ausfahrt am nächsten Morgen zum Fischfange das Haff damit zu besprengen, damit die Fische wieder in die Netze kämen und der Fischfang wieder gesegnet werde.

Der Anblick des Blutes hatte Männer und Weiber von neuem aufgeregt. Die Gesichter hatten den Ausdruck jener inneren, ungeduldigen Unruhe bekommen, die dem Losbrechen eines großen inneren Sturmes vorhergeht, und dieses Losbrechen kaum erwarten kann. Die stumme, gemessene Feierlichkeit des alten Kuningas hemmte noch den Losbruch.

Auf seinen Wink war, während er den Weibern das Blut austheilte, von einigen der Männer der Bock geschlachtet und in Stücke gehauen worden. Andere hatten zu Ende des langen Feuers an dessen beiden Seiten Pfähle in den Estrich der Stube geschlagen, und oben auf diese Pfähle quer über das Feuer die aus der alten Kammer mitgebrachten Breter gelegt. Auf diesen Bretern wurden die Stücke des geschlachteten Thieres ausgebreitet, um sie so zu braten.

Jetzt auf einmal schien ein neues, anderes Leben in die Versammlung zu kommen. Der Beginn des Losbrechens des lange verhaltenen inneren Sturmes, der Anfang jener Wildheit, die sich bald Aller bemächtigen sollte.

Während die Männer beschäftigt waren, das Fleisch zu braten, griffen die Weiber zu den vorhin gekneteten Kuchen, um sie gleichzeitig zu backen. Aber dieses Backen geschah nicht in einem Ofen, sondern in fol-

gender Weise: An dem unteren Ende des fast die ganze Länge der großen Stube durchschneidenden Feuers waren die Breter aufgerichtet, auf welchen das Fleisch gebraten wurde; dort standen auch die Männer. Die ganze übrige Länge des Feuers wurde von den Weibern eingenommen; sie stellten sich zu beiden Seiten desselben auf, auf jeder Seite in einer langen Reihe. Jedes Weib auf der einen Seite trug in den Händen einen gekneteten Kuchen; die Hände der Weiber auf der anderen Seite waren leer. Jene warfen nun diesen die Kuchen durch das Feuer zu; diese warfen sie jenen durch das Feuer zurück. Mit solchem Hin- und Herwerfen wurde fortgefahren, bis der Kuchen gar gebacken war. Mit den übrigen noch gekneteten Kuchen wurde sodann in gleicher Weise verfahren.

Dabei brach mehr und mehr die Aufregung los, mehr und mehr zu einer wilden Wuth sich steigernd. Zuerst bei den Weibern. Sie glichen der furchtbaren Megäre des Alterthums.

Die wenigsten von ihnen waren jung. Die Gesichtszüge Aller waren breit, hart, rauh, von einer gelblich braunen Farbe bedeckt. Die schwere Arbeit, auf dem Haff bald in der glühenden Hitze der Sonne, bald in Sturm und Regen des Meeres, in dem erstickenden Rauche der Räucherhütten, hatte sie so gestaltet

und gefärbt. Diese Gesichter waren jetzt entstellt von einer wilden Leidenschaft, die ein wahnwitziger religiöser Fanatismus in ihnen angefacht hatte. Sie waren bespritzt, beschmuzt, befleckt mit Blut. Sie leuchteten in dem hellen Feuer, von dem sie aufgetrieben wurden, von dem das Blut an ihnen fester geklebt, mit einem fettigen Glanze überzogen wurde. Man glaubte keinen widerwärtigeren Anblick sehen zu können. Und doch sollten sie einen noch widerwärtigeren Anblick darbieten, als die Hitze des Feuers in der warmen Mainacht und in der verschlossenen Stube sie heißer und glühender machte, als zugleich dadurch die innere Wuth immer wilder angefacht wurde, vielleicht auch durch Durst und Verlangen nach dem Schnapse, den die Männer in großen Flaschen mitgebracht hatten und der nun bald mit dem Fleische und den Kuchen verzehrt werden sollte. Sie rissen die Busentücher von den Schultern, die Frauentücher vom Kopfe. Langes, unordentliches Haar fiel herunter, über die Stirn, in das Gesicht, auf die eckigen Schultern, auf die knochigen braunen Nacken.

Dabei wurden ihre Bewegungen immer ungestümer, heftiger, wüthender. Die Kuchen flogen rascher durch das Feuer hin und her; sie wurden mit größerer Gewalt geschleudert, von der einen Seite zur anderen;

sie flogen gegen Gesicht, gegen Brust, gegen Leib; sie wurden aufgefangen; sie fielen zur Erde; sie prallten zurück in das Feuer; sie wurden aufgerafft, aus den Flammen gerissen. Hände, Arme, Kopf, Brust, der ganze Körper flog auf und nieder, bog, krümmte, streckte, zerrte sich; die Füße zerstampften den Boden.

Und das Alles war begleitet von einem furchtbaren Getöse. Das Hin- und Herwerfen war schweigend begonnen. Dem Schweigen war bald einzelnes leises Gelächter gefolgt. Dem leisen Gelächter lautes. Ihm folgte Jauchzen. Dem Jauchzen folgte ein unartikulirtes Singen. Das Singen lösete sich auf in ein allgemeines, wildes, brüllendes Geschrei und Geheul.

In das Geheul stimmten die Männer ein.

Das Getöse auf wilder See, wenn Sturm, Blitz und Donner rasen, kann zur Verzweiflung bringen. Spontinische und manche Wagnersche Musik kann bei zarter organisirten Wesen dasselbe hervorbringen. Jenes Getöse auf der See enthält aber noch immer Töne, die sich erkennen und unterscheiden lassen; es enthält die artikulirten Laute der Natur. Und die Musik Spontinis und Richard Wagners bleibt immer Musik und enthält die artikulirten Laute der Kunst. In jenem Geheul und Gebrüll aber war nichts zu unterscheiden,

und nichts zu erkennen, als ein wüstes, unnatürliches Chaos.

Doch Eins war darin zu erkennen. Eine einzelne weibliche Stimme zeichnete sich vor allen anderen aus. Das Weib, das am Nachmittage Besprechung und Arzenei für ihr krankes Kind geholt hatte, tobte und rasete, wie keine andere. Wollte sie dem Waidelotten danken für seine Hülfe, oder wollte sie um so mehr die Hülfe der Götter für das kranke Kind erflehen?

Der alte Waidelotte hatte an dem Wüthen und Toben keinen Theil genommen. Er stand vor dem erhöheten Platze, von welchem aus er vorher zu der Versammlung gesprochen hatte. Er stand dort äußerlich ruhig; wie sehr aber auch in seinem Innern es tobte und wüthete, das zeigte ein wiederholtes heftiges Zucken in seinem Gesichte und das glühende Stechen seiner Augen, womit er die Orgie betrachtete.—

Das Fleisch war gebraten; die Kuchen waren gebacken.

Die Wuth war nicht gezügelt, nicht die der Weiber, nicht die der Männer. Sie sollte und mußte, bevor das Opfermahl verzehrt wurde, noch einmal, in anderer, neuer Weise aufgestachelt werden.

Der Waidelotte stellte sich wieder auf seinen erhöheten Platz. Er stellte sich hinauf mit finster zür-

nender Miene, mit aufgehobenen Armen. Mit hoch erhobener, den Lärm durchdringender Stimme rief er in die tobende Versammlung hinein:

Zur Buße jetzt, Ihr-Männer und Weiber!

Augenblicklich entstand Stille, aber keine Ruhe.

Alles, Männer und Weiber, strömte zu dem Waidelotten und warf sich nieder in die Kniee. Nur der Waidelotte stand aufrecht; vor ihm knieeten sie nieder.

Es war eine eigenthümliche, fast furchtbare Stille, die plötzlich in der Stube entstanden war. Es war ein eigenthümlicher, fast entsetzlicher Anblick, den die Versammlung darbot.

Der alte Waidelotte stand hoch aufrecht. Seine stechenden Augen rollten zornig und wild. Das vom Alter eingeschrumpfte Gesicht war mit Blut bespritzt. Ueber dem blutigen Gesichte runzelte sich die hohe kahle Stirn; von ihr herunter fielen mit Blut gefärbt die wenigen weißen Haare.

Um ihn herum lag das Volk, gleichfalls blutig an Gesicht und Händen, die Kleider vielfach verbrannt oder vom Leibe gerissen; die Weiber mit den wild aufgelös'ten Haaren. Alle auf den Knieen, mit den Gesichtern fast die Erde berührend, stumm, aber heftig athmend, keuchend, stöhnend vor äußerer Erschöpfung und innerer Aufregung.

Der Waidelotte erhob noch einmal seine Stimme.

Ihr habt den Göttern Eure Sünden gegen sie gebeichtet. Die Götter wollen sich Euch versöhnen, versöhnen in dem Mahle, das Ihr jetzt halten werdet. Aber zuvor müssen sie Euch strafen für das, was Ihr gegen sie begangen, womit Ihr sie erzürnt habt. Sie strafen Euch durch meine Hand. Unterwerft Euch der Strafe.

Seine Augen rollten zürnender, drohender, wilder. Sein Gesicht zuckte fürchterlich. Seine Hände ballten sich krampfhaft.

Er glich den scheußlichen Bildern jener alten Götter, in deren Namen er da stand, deren Namen er angerufen hatte.

So sprang er hinunter von seinem erhöheten Platze, plötzlich wüthend und rasend, als ob alle Wuth, alle Raserei, von der vor wenigen Augenblicken die Versammlung ergriffen gewesen war, in ihn übergegangen wäre. Er sprang zwischen die Männer, zwischen die Weiber.

Die Götter strafen Euch, schrie er, fühlt ihre strafende Hand.

Er schlug mit seinen Fäusten auf sie los. Er stieß mit seinen Füßen sie nieder. Er riß sie an den Haaren wieder auf. Seine beiden Füße stießen, seine beiden Hände schlugen und rissen.

Er schlug und stieß und riß und rasete, bis er nicht mehr konnte, bis Hände und Füße ihm den Dienst versagten, bis er vor Ermattung und Erschöpfung zur Erde fiel.

Ein anderes, noch entsetzlicheres Schauspiel bot sich jetzt dar.

Mit Demuth und Zerknirschung, aber mit einem dumpfen Stöhnen der Demuth und mit einem wilden Schnauben der Zerknirschung hatten Männer und Weiber die Strafen, die Züchtigungen, die Mißhandlungen des Waidelotten, als eine verdiente Strafe der Götter hingenommen, sie hatten sich ihnen dargeboten, entgegengeworfen, Manche zwei, drei, mehrere Male. Es war ein Glück, ein Triumph, mißhandelt zu werden und so die Gnade der Götter wieder zu erlangen, durch die Hand des Waidelotten.

Aber der Waidelotte, obwohl das strafende Werkzeug der Götter, war selbst nur ein sündiges Wesen, das, gleich allen Anderen, die Götter beleidigt und das auch gegen sich ihren Zorn hervorgerufen hatte. Auch er mußte der Strafe sich unterziehen, die er ausgetheilt hatte. Sie mußte ihm werden von denen, die er selbst durch seine Bestrafung gereinigt hatte. Alsdann waren Alle gereinigt und mit den Göttern ausgesöhnt, und das Opfermahl konnte beginnen.

Mit derselben Wuth, mit welcher der Waidelotte über sie hergefallen war, fielen sie über ihn her.

Der ermüdete, erschöpfte, von der körperlichen Anstrengung wie von dem Toben des Wahnwitzes in seinem Innern erschöpfte Greis wurde von der Erde emporgerissen. Rohe Fäuste ergriffen ihn, schlugen ihn, warfen ihn wieder zu Boden, stießen ihn, rissen ihn wieder empor, warfen ihn wieder hin. Ein Geheul der Wuth begleitete die Mißhandlung.

Der Greis erlitt sie. Er erlitt sie ohne Bewegung, ohne Widerstand, ohne Laut. War es Ergebung in den Willen der Götter, den er in dieser Strafe anerkannte? Oder war es der höchste Grad der Erschöpfung, der ihm keinen Widerstand, nicht einmal einen Laut mehr möglich machte?

War es vielleicht der Tod selbst, der in den wilden Mißhandlungen, nach den wilden Anstrengungen des Körpers und des Geistes den alten, hundertjährigen Greis plötzlich ereilte?

Seine Füße trugen ihn nicht mehr. Seine Arme hingen erschlafft. Der Körper fiel zusammen. Der Kopf lag auf der Schulter. Die Augen stachen nicht mehr, aber sie starrten verglaset.

Am wüthendsten waren wieder die Weiber, am wüthendsten im Geheul, am wüthendsten in den Miß-

handlungen. Sie fielen in ihrer entfesselten Wuth sich untereinander an, wenn sie den Greis nicht erreichen konnten.

Am wüthendsten unter den Weibern war wieder jene, die von dem alten Kuningas die Arzenei für ihr Kind empfangen hatte. Zwei andere Weiber hatten sie von dem Waidelotten fortgerissen. Sie riß und schlug sich mit diesen herum. Die gegenseitige Wuth verwandelte sich bald wieder in eine gemeinschaftliche gegen den Waidelotten. Sie stürzten zu dem Greise zurück, den die Männer zur Erde geworfen hatten. Sie rissen ihn in die Höhe; sie rissen sich um ihn; sie ließen ihn niederstürzen.

Sie hatten sich um eine Leiche gerissen; sie hatten eine Leiche niedergeworfen.

Leblos, erstarrt, lag der Kuningas Josua Gandraszus am Boden.

Vielleicht tödtete in demselben Augenblicke das Fieber das kranke Kind des wüthenden Weibes.

Eine der Weiber beugte sich nieder zu dem Leichnam. Sie erkannte den Tod.

Der Waidelotte ist todt! schrie sie in die Menge.

Ein todtenähnliches Entsetzen ergriff die Menge. Alles wich von der Leiche zurück, und stand dann wie erstarrt.

Im Namen des Gesetzes! rief in demselben Augenblicke eine kräftige Stimme.

Zwei Gendarmen waren in die Stube eingedrungen.

In die erstarrte Versammlung kam neues Leben, neue Wuth. Es war die Wuth der Furcht. Auch die Furcht hat ihre Wuth, ihre Raserei. Wild, jammernd, heulend stürzten Alle aus der Stube, an den Gendarmen vorbei durch die Thür, durch die Fenster, deren Laden aufgerissen wurden. Der Eine riß den Anderen mit sich fort. Auch Gustav Walter war gewaltsam mit fortgerissen.

Das lange, helle, flackernde Feuer hatte die Augen der Gendarmen geblendet, als sie eintraten. Gleich nachher sahen sie sich allein mit einer Leiche.

Der alte Mann ist von dem wüthenden Volke ermordet! riefen sie. Den Mördern nach!

Sie ließen die Leiche allein, sie verließen das Haus, um den Mördern nachzusetzen. —

Die Leiche lag lange allein. Es blieb lange um sie her still. Auch in der Kammer nebenan rührte sich nichts. War die Verfolgte noch darin oder nicht?

Das Flackern des Feuers hatte aufgehört. Nur noch die Kohlen brannten in langer Reihe, still, rothglühend, hell.

Die Stube der Thür öffnete sich, leise und langsam. Ein hohes Weib schritt langsam und leise über die Schwelle. Es war das alte szamaitische Weib, Lena Gruszpelkat. Sie blickte in der Stube umher. Sie sah die Unordnung, die Zerstörung darin. Sie sah die in der Mitte am Boden liegende Leiche.

Sie schien plötzlich von einem inneren wilden Feuer ergriffen zu werden. Sollte in diesem Aufenthalte des fanatischen, wahnwitzigen Greises eine finstere, unheimliche Macht Alles mit den Krallen der Leidenschaft, des Wahnwitzes umfassen? Ihre Lippen zuckten, ihre Augen leuchteten dunkel unter den dichten grauen Augenbrauen.

Sie trat näher zu der Leiche. Sie beugte sich über sie. Sie sah in das erstarrte Auge; sie befühlte die erkalteten Glieder. Das Zucken ihres Mundes wurde heftiger, das Leuchten ihrer Augen glühender. Sie kniete an der Leiche nieder. Sie wandte den todten Körper um. Sie durchsuchte die Kleidung, die Taschen des Todten. Sie zog die Hände leer zurück, mit finsterem, unwilligem Gesichte.

Sie ging zu dem Tische, an welchem der alte Mann am Nachmittage gesessen hatte. Sie öffnete die Schublade. Sie wühlte darin herum, unter den Schüsseln und Schlüsseln, unter den Kräutern und Papieren.

Was sie hier suchte? Was sie an der Leiche gesucht hatte? Wer kann es wissen. Schätze, auch nur weniges Geld gewiß nicht. Sie wußte wohl, daß dergleichen bei dem alten Manne nicht zu finden war. Aber der Kuningas hatte seit Generationen in dem Ansehen eines Mannes gestanden, der mit unsichtbaren Mächten in Verbindung stehe und von ihnen manche geheime Kunst und Wissenschaft empfangen habe. Und der Litthauer glaubt an viele übernatürliche Zeichen und Mittel mit geheimnißvoller Kraft für allerlei Zwecke: geweihete Kräuter; Beschwörungsformeln; Erbschlüssel; getrocknete Schlangen und Kröten, die an gewissen Orten zu gewissen Zeiten gefangen sind; Herzen ungeborener Kinder; Leinewand, von dem Hemde eines Hingerichteten abgeschnitten; abgeschnittene Finger eines Hingerichteten; Ketten, vom Hochgerichte geholt, oder auch nur ein Ring aus denselben; ein Stück Fleisch aus dem Leibe eines Ermordeten, auch die Häupter selbst, in einer fest verpichten Flasche eingeschlossen. Man kann das Alles zu Allerlei gebrauchen: Zum Hexen, zum Beschwören, zum Besprechen; zur Verfolgung und Entdeckung eines Diebes; zur Sicherung eines Diebes oder Meineidigen oder Mörders vor Entdeckung und Strafe; zum Krankmachen, selbst zum Todtbeten des Feindes. Ja, selbst zur Beruhigung

des Gewissens: wer Jemanden ermordet hat, braucht nur ein Stück aus dessen Leibe auszuschneiden, zu braten und zu verzehren, und jedes Gedächtniß seines Verbrechens ist für alle Zeit verschwunden.

Das szamaitische Weib schien nichts zu finden, wovon sie hätte Gebrauch machen können. Die Bücher und Papiere konnten ihr wohl nicht dienen, weil sie nicht des Lesens erfahren war; die Kräuter mochte sie wohl nur als Kräuter zur Heilung von Krankheiten betrachten, und dies mochte nicht zu ihren Beschäftigungen gehören. Von den übrigen Sachen mochte sie Bedeutung und Bestimmung gar nicht kennen.

Ein anderer Gedanke schien sie ergriffen zu haben. Sie ging an die Thür der Nebenkammer, in welche sie selbst am Nachmittage die Verfolgten hineingebracht hatte. Die Thür war noch mit dem Knebel verriegelt. Sie lauschte daran. Sie hörte nichts. Sie schob den Knebel zurück. Die Thür ging auf. Die Kammer war dunkel; die Helle von dem Feuer in der Stube drang nicht sofort hinein. Im Hintergrunde auf der Streu lag eine Gestalt. Ein zweites lebendes Wesen bemerkte das Weib in der Kammer nicht.

Sie ging auf die Streu zu. Sie erkannte den litthauischen Knaben. Sie sprach mit ihrer rauhen Stimme freundlich zu ihm:

Du bist allein hier, mein Knabe?

Die verkleidete zarte, bleiche, verfolgte Dame war in ihrer Einsamkeit und Verlassenheit in dem dunkeln, engen Loche, unmittelbar neben der wildesten, wüthendsten Orgie, neben dem betäubendsten Geheul, neben Mißhandlung und Tod, vor Angst selbst dem Tode näher als dem Leben gewesen. Was stand ihr auch jetzt noch bevor, allein, ohne Schutz und Beistand in der Gewalt eines unbekannten Weibes, das ihr zwar Wohlwollen gezeigt hatte, das sie aber vorhin als eine Diebin hatte bezeichnen hören, das sich selber vor den Gendarmen fürchten mußte, und dessen Augen ihr jetzt in dem aus der Stube eindringenden Scheine des Feuers durch die tief herabhängenden Augenbrauen glühend, erschreckend entgegenleuchteten?

Ich bin allein hier, antwortete sie mit angstvoller, zitternder Stimme auf die Frage des Weibes.

Und wo ist dein Begleiter geblieben?

Ich weiß es nicht. Der alte Mann, den du Kuningas nanntest, hat ihn herausgeholt. Seitdem ist er nicht zurückgekehrt.

Wann war das?

Vor langer Zeit, ehe es dunkel geworden war.

Und der Bursch ist seitdem nicht wieder hier gewesen?

Nein.

Er hat dir auch nichts gesagt?

Nein.

Er hat sich also mit den Anderen entfernt?

So mag es sein. Ich weiß es nicht. Ich habe, seitdem er diese Kammer verließ, seine Stimme nicht mehr vernommen.

Armer Knabe, du warst hier immer allein, während dieses wilden Bockheiligens?

Bockheiligen? fragte die Dame.

Ja, sie haben ihren alten Göttern ein Opfer gebracht. Ich wußte es. Ich habe ihr Schreien und Toben gehört. Es drang bis in meinen fernen Schlupfwinkel hinein. Die Unvorsichtigen! Ein solches Opfer in der Nachbarschaft des Priesters zu heiligen! Er hat ihnen auch die Gendarmen geschickt, die sie, wie zwei Wölfe eine Heerde Schafe, vor sich her trieben. Aber was geht es uns an! Beruhige dich, armer Knabe. Fasse Muth. Die Verfolgung jener schafft unseren Weg frei. Erhebe dich, mein Knabe, und folge mir!

Die Dame erhob sich, aber sie zögerte zu folgen.

Wohin willst du mich führen, Frau? fragte sie.

Ich habe einen Kahn bestellt. Mitternacht ist

vorbei. Das Verbot des Kuningas bindet die Leute nicht mehr. Laß uns eilen, bevor die Gendarmen zurückkehren.

Ich soll ohne meinen Begleiter mit dir fliehen?

Warum ist er nicht da?

Er hat mich beschützt, mich gerettet, mit Gefahr seines Lebens.

Warum hat der Bursch dich verlassen?

Das Weib zog die Dame in die Stube. Die Kohlen glüheten noch hell in der Stube, vielleicht heller als vorher, da durch das Oeffnen der Fenster der Rauch sich verzogen hatte. Ihr Schein fiel voll auf die in der Mitte der Stube liegende Leiche des alten Litthauers. Sie war das Erste, was die Dame bei ihrem Eintritt in die Stube erblickte. Der fein und zart organisirte Körper, geängstet die halbe Nacht hindurch, durch die Angst abgespannt und entkräftet, erlag dem gräßlichen Anblicke. Sie fiel fast ohnmächtig in die Arme der Szamaitin.

Das Weib legte sie weich an sich, und beugte sich liebevoll zu ihrem Gesichte herunter.

Ein sonderbareres Schauspiel mag sich selten einem menschlichen Blicke dargeboten haben. Die alte, schwarze, verrußte Stube, in dem Scheine des fast durch ihre

ganze Länge sich hinziehenden, dunkelroth glühenden Kohlenfeuers. Darin überall Verwüstung und Zerstörung.

Und mitten in dieser Zerstörung und Verwüstung ausgestreckt an der Erde die Leiche des alten Litthauers, blutig, die todten Augen weit geöffnet.

Dicht daneben das szamaitische Weib, alt, häßlich, an ihrer Brust der litthauische Knabe.

Und dieser Knabe, dieses Mädchen, mit dem zarten Gliederbau, dem feinen, blassen Gesichte, einem schönen todten Kinde ähnlich daliegend.

Das Weib flüsterte Liebesworte in das Ohr des Knaben.

Mein lieber, trautester Knabe, wie liegst du da so schön an meiner Brust; wie umfasse ich dich so weich mit meinen Armen. So lagst du in deiner Wiege, als dein Mutterchen dich küßte. O, komm mit mir, mein Knabe. Auch ich will dich wiegen, wie dein Mutterchen. Auch ich will dich küssen, wie dein Mutterchen.

Der Knabe raffte sich plötzlich auf. Auch das Weib erhob sich.

Ja, fort, mein Knabe! rief sie. Fort von hier.

Sie wollte ihn mit sich fortziehen.

Den Knaben schien ein neues Grauen zu erfassen.

Laß mich los, Weib! rief er. Ich fliehe nicht mit dir.

Aber auf einmal sprang das Weib an die Thür der Stube. Sie verschloß sie. Sie sprang zu den Fenstern. Sie warf die Laden zu.

Dann riß sie von ihrem Leibe das graue, grobe szamaitische Wams; ein runder Nacken, ein voller jugendlicher Busen quoll hervor.

Dann von dem Kopfe das schmuzige, verschossene Frauentuch; ein schwarzes, glänzendes Haar fiel in langen, dichten Zöpfen herunter.

Dann von der Stirne die aufgeklebten dicken, weißen Augenbrauen; ein Paar dunkelblaue Augen leuchteten groß und glänzend.

Dann rieb sie aus dem Gesichte die kupfrige Farbe, die gelben Flecken.

Ein junges Mädchen, groß und schön gebaut, mit frischem, regelmäßigem Gesichte, stand vor dem verkleideten Knaben und blickte ihn mit glühenden Augen an.

Kennst du mich, mein Knabe? rief Anna Jogszis. Auch ich habe dich schon einmal gerettet. Jetzt folge mir!

Aber die Verwandlung des Weibes schien die Angst, das Grauen des Knaben gesteigert zu haben. Er entfloh zur Thür. Er suchte sie aufzureißen.

Anna Jogszis ereilte ihn.*)

---

*) Ueber das „Bockheiligen" der alten Preußen findet man nähere Nachrichten in:

Hieron. Meletii, Wahrhafftige Beschreibung der Sudawen, sammt ihrem Bockheiligen, abgedruckt in dem Erläuterten Preußen, Th. V. S. 701. f.

Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen, S. 171. f.

Leo, Histor. Pruss. S. 19. f.

In den Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens, herausgegeben von J. D. H. Temme und J. M. v. Tettau (Berlin, 1837) wird über das Bockheiligen Folgendes mitgetheilt:

„Die Ceremonie des Bockheiligens soll noch jetzt hin und wieder in Preußen zur Verehrung und Versöhnung der alten Götter des Landes, obgleich sehr im Geheimen, fortbestehen. Es kommen nämlich aus mehreren Dörfern die Bauern in einer Scheune zusammen. Dort wählen sie unter sich einen alten Mann zum Waidelotten (so hießen die alten heidnischen Priester), dann machen sie in der Mitte der Scheune ein großes, langes Feuer, und nun bringen die Männer einen Bock herbei, die Weiber aber Weizenmehl, welches geknetet wird. Ist dieses fertig, so setzt sich der Waidelotte auf einen erhöheten Sitz, von welchem er an die Versammelten eine Rede hält, über die Urankunft des preußischen Volks in das Land, über dessen Heldenthaten und Tugenden, über die Gebote der Götter, und was sie von den Menschen fordern. Dann führt er den Bock in die Mitte der Versammlung, legt seine Hände auf ihn, und ruft alle die alten Götter nach der Reihe an, daß sie gnädig herabschauen

wollen. Darauf fallen alle Anwesenden vor dem Waidelotten in die Kniee und beichten ihm mit lauter Stimme ihre Sünden, mit welchen sie vermeinen, die Götter zum Zorne gereizt zu haben. Darauf stimmen sie einen Lobgesang der Götter an, fassen nun alle den Bock an, heben ihn in die Höhe, und halten ihn so lange, bis der Lobgesang zu Ende ist. Ist dieses geschehen, so setzen sie den Bock auf die Erde, und der Waidelotte ermahnt nun das Volk, das Opfer mit tiefer Demuth zu verrichten, und so, wie es von ihren Vorfahren auf sie gekommen, es auch auf ihre Nachkommen zu bringen. Alsdann schlachtet er den Bock, fängt das Blut in einer Schüssel auf, und besprengt die Herumstehenden damit, giebt auch Jedem etwas davon in ein Gefäß, um es nachher dem Vieh zu trinken zu geben, welches dadurch gegen Krankheit beschützt wird. Darauf wird der Bock in Stücke gehauen, welche auf Bretern über das Feuer gelegt werden, um zu braten. Während des Bratens fallen sie Alle wieder in die Kniee vor dem Waidelotten, der sie nun für die vorhin gebeichteten Sünden straft, indem er sie schlägt, an den Haaren reißt u. s. w. Doch bald kehrt sich dies um, und sie fallen jetzt über den Waidelotten her, den sie eben so reißen und schlagen. Wenn dieses geschehen, so machen die Weiber aus dem mitgebrachten Mehl Kuchen. Diese werden aber nicht in einem Backofen gebacken, sondern sie geben sie den Männern, welche sich zu beiden Seiten des Feuers stellen und die Kuchen einander durch das Feuer so lange zuwerfen, bis sie gar sind. (Nach anderen Beschreibungen geschieht dies von den Weibern selbst.) Zuletzt geht dann das Essen und Trinken an, welches den ganzen Tag und die folgende Nacht dauert.

Was von dem Mahle übrig bleibt, wird sorgfältig vergraben.

Durch ein solches Opfer glauben sie die Götter sich besonders gnädig zu machen.

In Samland wird auf diese Weise eine Sau geheiligt oder geopfert, besonders um dadurch einen reichen Fischfang zu erwer-

ben. Diese Opfer werden übrigens alle sehr heimlich betrieben, und als einstmals zufällig ein Fremder dazu gekommen, hat er nur mit vieler Noth sein Leben retten können."

Hierbei erinnere man sich, um das Fortleben solcher abergläubischer Meinungen und Gebräuche bis in die gegenwärtige Zeit glaubwürdig finden zu können, an allgemeiner bekannt gewordene Thatsachen der neueren Zeit, die Bernsteinhexe und so weiter.

Ueber die oben mitgetheilten geschichtlichen Sagen, betreffend die Ankunft des preußischen Volks im Lande Preußen, Waidewuttis u. s. w., enthalten gleichfalls Näheres die oben erwähnten Volkssagen von Preußen und Litthauen.

2.

Der Pfarrer.

Kuningas bedeutet in der litthauischen Sprache einen vornehmen Herrn, mehr als Ponas, das nur einen Herrn schlechtweg bezeichnet. Vielleicht rührt es mit daher, daß Kuningas auch, und zugleich gewöhnlich, den Pfarrer bezeichnet. Den geistlichen Herren ist überall daran gelegen, sich bei dem Volke in ein ganz besonderes Ansehen zu stellen, und sie wenden dazu vielerlei Mittel an.

Wie der Name dem Pfarrer gegenüber manchmal gemeint ist, darüber giebt einige Auskunft die offenherzige Bemerkung des Herrn Theodor Lepner, die wir in dem vorigen Capitel mitgetheilt haben.

Der Pfarrer zu Inse war der nächste Nachbar des Litthauers Josua Gandraszus, der von den Litthauern wie ein wirklicher vornehmer Herr verehrt wurde.

Das alte Fischerhaus des Kuningas Josua Gandraszus lag verfallen und wüst da.

Ein verfallenes und wüstes Aeußere boten auch das Haus und der Garten des Pfarrers von Inse dar.

Das Bild der Frau Pfarrerin hatte sich entsprechend gezeigt.

Das Innere des Hauses und die übrigen Mitglieder der Pfarrersfamilie sollten sich nicht anders zeigen.

Die Mitternachtsstunde hatte begonnen.

In der Wohnstube des Pfarrers war es noch hell und lebendig. Freilich war es nur die Helle einer Thranlampe, von der sie erleuchtet war. Diese Thranlampe beschien einen interessanten, oder auch, wenn man will, einen etwas gewöhnlichen Schauplatz, jedenfalls sehr ordinäre, auf diesem Schauplatze agirende Personen.

Die Stube war groß und geräumig. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß in den bürgerlichen Wohnhäusern Deutschlands die Stuben, je mehr man nach Norden kommt, desto größer und geräumiger, dagegen, je mehr man sich dem Süden nahet, desto kleiner und enger werden, am kleinsten und engsten in der deutschen Schweiz. Das Klima, sollte man glauben, müßte das Gegentheil bedingen.

Wegen ihrer Geräumigkeit diente die Stube des Pfarrers auch nicht blos als Wohnstube für die Fa-

milie; sie war zugleich seine Studirstube und seine Bibliothek. Die Frau Pfarrerin, eben so geizig als unordentlich, hatte das zuerst für den Winter so eingerichtet, um nicht zu viel Holz zu verbrennen. Nachher war es auch für den Sommer so geblieben; das Hin- und Herpacken, das Ab- und Aufräumen hätte ihr zu viele Mühe gemacht. Der Pfarrer hatte sich darein fügen, und später daran gewöhnen müssen.

Wände und Decke der Stube waren einfach mit weißem Kalk überstrichen — gewesen. Nach der Kirchen- und Pfarrordnung mußte zwar auf Kosten der Gemeinde das Innere des Pfarrhauses alle Jahre einmal neu geweißt werden. Es kam jedoch vielleicht nur alle zehn Jahre einmal dazu. Die Gemeinde war bereit, ihre Schuldigkeit zu erfüllen; aber die Frau Pfarrerin hätte müssen hin- und herpacken und ab- und aufräumen. Wände und Decke der Stube waren grau und verraucht und schwarz geworden, nicht minder wie der graue, ehemals blau gewesene große Kachelofen, aber auch nicht minder, als die alte verrauchte Stube des Nachbars Josua Gandraszus.

Grau, verraucht, zerrissen und zerbrochen war der Hausrath in der Stube. In der Mitte stand ein alter Klapptisch, der aber nur noch eine Klappe hatte. Die andere fehlte seit zwanzig Jahren; allein die Familie

des Pfarrers bestand nur aus dem Ehepaare und einem Sohne, und so hatte man ausreichenden Platz an dem Tische, auch ohne die zweite Klappe. Dem Tische gegenüber stand ein altes langes Sopha. Es war überzogen mit Kattun, der großgeblümt gleichfalls — gewesen war. Jetzt waren weder Blumen noch Farbe des überall zerrissenen Zeuges mehr zu erkennen; man sah eben nur grauen, schmuzigen Kattun mit unzähligen Rissen. In ähnlicher Weise alt, schadhaft und verdorben waren Tische, Stühle, Bücherbreter und die übrigen Utensilien in der Stube. Dabei hingen und lagen Stühle und Tische und Fensterbänke und Bücherbreter voll von allerlei Sachen, die dem Manne sowohl als der Frau gehörten und an jeden anderen Ort hin gehören mochten, nur nicht dahin, wo man sie sah, Stiefeln, Schuhe, Pantoffeln, Hauben, Mützen, Hüte, Tücher, Unterhosen und Unterröcke, und so weiter. Auf dem Arbeitstische des Pastors lag eine große Bibel, zwar aufgeschlagen, aber auf der aufgeschlagenen Bibel lagen eine Menge alter, zerlöcherter Strümpfe, welche die Frau Pfarrerin vielleicht schon vor mehreren Jahren dahin gelegt hatte, um sie gelegentlich zu stopfen, was seitdem vergessen worden war; und auf den Strümpfen lag eine alte Katze mit ihren Jungen. Nebenbei bemerkt wohl der Grund, daß diese Bibel

frei von Staub war, während fingerdicker Staub auf allen anderen Büchern und auf den meisten Papieren des Pfarrers lag.

Dies Alles und noch einiges Andere beschien in der Mitternachtsstunde die trübe Thranlampe in der Wohnstube des Pfarrers von Inse. Zu dem Anderen gehörte zuerst die Frau Pfarrerin, das wirkliche Haupt der Familie. Sie war noch gekleidet, wie am Nachmittage, als sie wegen Entdeckung des Diebes ihres Medaillons zu dem alten litthauischen Nachbar gegangen war. Nur trug sie anstatt der Damenmütze eine alte Nachtmütze, ehemals weiß gewesen, jetzt grau und von breiten, dunkleren Streifen des Schmuzes und des Staubes durchzogen; außerdem hatte sie den Shawl abgelegt, um einen schmuzig braunen Nacken und ein vielfach zerrissenes Kleid zu zeigen.

Sodann der Pfarrer selbst, ein alter, steifer, gebückter Mann mit einem sehr breiten, sehr platten und sehr nichtssagenden Gesichte, gekleidet in einen weiten, zerrissenen Schlafrock von geblümtem Kattun, in welchem aber nur noch unter den Aermeln einige Blumen zu entdecken waren.

Endlich der Sohn des Paares, ein junger Mensch von neunzehn bis zwanzig Jahren, mit einem eben so dummen als aufgeblasenen Gesichte, und einem ge-

waltigen Wulst struppiger Haare auf dem Kopfe. Er studirte in Königsberg Theologie, und war in den Pfingstferien zum Besuche nach Hause gekommen. Er trug einen kurzen Studentenrock und, auch in der Mitternachtsstunde und in der elterlichen Wohnstube, große Stiefeln mit großen klirrenden Sporen. Sie gaben ihm ein Ansehen, nicht nur unter den Litthauern und bei den Dienstmädchen des Hauses, sondern auch bei den Eltern selbst.

Unter den Stühlen der Stube befanden sich auch zwei große Lehnstühle; sie waren ausschließlich für den Hausherrn und die Hausfrau bestimmt. In der That wurden sie auch von diesen eingenommen. In dem einen saß oder lag vielmehr der Pfarrer. Er war sehr müde, er konnte die Augen kaum mehr offen halten, und er wäre gern eingeschlafen, wenn seine Gattin es gelitten hätte. Diese saß aufrecht in dem zweiten Lehnsessel, mit offenen, klaren, lauernden und zornsprühenden Augen. Sie war in einer besonderen Aufregung, in der sie nicht nur gegen ihre Gewohnheit wach und rührig geblieben war, sondern auch nicht dulden wollte, daß ihr Mann einschlafe. So wie dieser sich mehr an die Lehne seines Sessels zurücklegte, oder die Augenlider etwas tiefer sinken ließ, um der Gewalt des Schlafes nachzugeben, sofort warf

die gestrenge Hausfrau einen strengen, zornigen Blick auf ihn, den ein, zwar nur leises, aber desto heftigeren Donner verkündendes Grunzen begleitete. Darum wachte der arme Mann noch.

Der Sohn lag behaglich, lang ausgestreckt in dem Sopha, die großen Sporen in die Fetzen des ehemals geblümten Ueberzugs eingebohrt und eingewickelt. Er rauchte aus einer langen Studentenpfeife, an der sich dicke, roth, grün und weiß gefärbte Quasten befanden, die Farben der Landsmannschaft der Litthauer auf der Königsberger Universität, und deren Kopf auf dem Fußboden vor dem Sopha ruhete. Der junge Mann war gleichfalls völlig wach und munter und amüsirte sich sehr damit, daß er die Tabakswolken verfolgte, die er aus seiner Pfeife blies, und dazwischen mit einem frechen, spöttischen Gesichte nach seinen Eltern hinüberlauerte, ob sein Vater wieder einnicken und seine Mutter es auch sehen werde. Schloß jener in seiner Müdigkeit die Augen und der Flammenblick und das Grunzen der Mutter rissen sie ihm plötzlich wieder auf, so brach der Sohn des Seelsorgerpaars, künftig selbst ein frommer und würdiger Priester und Seelsorger, in ein lautes, unmäßiges Gelächter aus. Hatte seine Mutter das Einnicken nicht bemerkt, so stieß er plötzlich und hart den porzellanenen Pfeifenkopf auf die

Dielen, daß Mutter und Vater beide erschreckt in die Höhe fuhren, was ihm ein noch lauteres und unmäßigeres Lachen auspreßte.

Daneben schien er aber auch noch seine besonderen Gedanken zu haben, die nicht ganz ohne Interesse sein mochten. Er lauschte zuweilen sehr aufmerksam nach den Fenstern und nach der Thüre der Stube hin, als wenn er auf Jemandens Ankunft warte, und er schien dann mit ganz etwas Anderem sich zu beschäftigen, als mit den Tabakswolken und dem Schreck und Aerger seiner Eltern.

Auch die Mutter übrigens horchte manchmal nach dem Fenster hin und schien in der Mitternachtsstunde noch Besuch zu erwarten.

Draußen war es lange still. Nur dann und wann drang von dem Hause des Nachbars Josua Gandraszus her etwas wie ein dumpfes Gemurmel herüber. Auf einmal aber erscholl von derselben Gegend her ein rauher, mißtöniger Gesang, erst von Männern, dann von Weibern, dann von Männern und Weibern gemeinschaftlich. Es war der Gesang der Bockheiliger.

Das breite Gesicht des Pastors bewegte sich ärgerlich; doch unterdrückte der Mann sichtlich seinen Aerger, damit dieser wohl nicht den gefürchteten Zorn der Frau zu sehr wecken solle. Seine Vorsicht half ihm nicht.

Die Frau sprang in großem Zorne aus ihrem Sessel empor, als sie die ersten Töne des Gesanges vernahm.

Jetzt werden sie laut, rief sie. Es hat lange gedauert. Was das Volk nur vorhat!

Es erwiderte ihr Niemand etwas. Das steigerte ihren Zorn.

Ich frage dich, was sie vorhaben! schrie sie ihren Mann an.

Aber, liebe Frau, ich weiß es nicht, sagte der Mann unterwürfig.

Du weißt es nicht? Du mußt es wissen! Dafür bist du Pfarrer. Wie kannst du für das Seelenheil deiner Gemeinde sorgen, wenn du nicht weißt, was das Gesindel treibt?

Ja, ja, liebe Male; aber ich erfahre es ja immer durch dich.

Leider muß ich immer für dich Schlafmütze sorgen. Auch heute habe ich es dir sagen müssen, daß schon seit ein paar Tagen etwas Geheimnißvolles unter dem Volke im Gange war. Sie standen und liefen überall zusammen, Männer und Weiber, schwätzten und zischelten, aber immer geheimnißvoll und ängstlich, und wollten keinem Dritten Rede stehen. Heute Abend nun schlichen sie Alle, fast das ganze Dorf Groß- und Klein-Inse, nach dem alten Narren, und bei dem sitzen

sie jetzt schon über drei Stunden, hinter verschlossenen Thüren und Fenstern. Anfangs still und heimlich, daß man beinahe keinen Laut hörte, was noch kein Mensch erlebt hat bei diesem immer schwätzenden und heulenden Gesindel. Jetzt endlich erst werden sie laut. Aber höre einmal Einer den Gesang an; den hat auch noch Keiner je gehört; das ist kein Wirthshausgesang und kein Kirchengesang. Und das Alles passirt unter deiner Nase und ich habe es dir weit und breit mitgetheilt. Aber du bist und bleibst dumm wie ein Stock, und kannst nicht sagen, was es zu bedeuten hat, was deine Gemeindeglieder unmittelbar neben dir treiben. — Nun! — Wirst du bald reden? Weißt du noch immer nichts?

Liebe Frau, was soll ich denn wissen? Du warst ja heute sogar bei dem Alten im Hause, und hast dich dort umsehen können, und du hast doch nichts erfahren.

Der Sohn auf dem Sopha mischte sich in das Gespräch der Eltern.

Mich dünkt, sagte er mit einem boshaften Seitenblicke auf seine Mutter, Mama hatte dort wichtigere Dinge zu verhandeln, als um ein alltägliches Geheul der Litthauer sich zu bekümmern.

Die Frau warf dem Sohne einen giftigen Blick zu. Das hatte ich, du ungerathener Bursch, rief sie.

Ei, Mama, ungerathener Bursch? Vor einer Stunde noch setzten Sie mit beredtem Munde dem Papa auseinander, daß aus mir ein ganz anderer Kerl werden würde, als aus ihm —.

Freilich, ein noch schlechteres Subject.

Daß ich die Hoffnung Ihrer Zukunft sei, der Trost Ihres Alters sein werde —.

Ich habe mich seitdem anders überzeugen müssen.

Ich wüßte nicht, was seitdem passirt wäre.

Das wüßtest du nicht, unverschämter Mensch? Soll ich dir nochmals vorhalten, was du mit der frechen Person, der Diebin, zu schaffen gehabt hast?

War das denn seitdem? Verlieren Sie doch in Ihrem Eifer das Gedächtniß nicht, trauteste Mama.

Du hast das Mädchen zum Stehlen verführt —

Ich —?

Du hast ihr dumme Dinge in den Kopf gesetzt, sie dadurch eitel gemacht, ihr wer weiß was für Hoffnungen gemacht —.

Gar keine. Ich habe das Beispiel des Papa vor mir —.

Was, du frecher Schlingel? Du wagst —?

Die Frau Pastorin war Stubenmädchen und freilich zugleich auch Kammerjungfer in dem adligen Hause gewesen, in welchem ihr Mann in seiner Candidaten-

zeit Hofmeister gewesen war. Er hatte ihr dort die Ehe versprochen, und die Erfüllung seines Versprechens hatte ihm später zur Bedingung der Erlangung einer Pfarre gemacht werden müssen. Deshalb setzte die Bemerkung des sauberen Sohnes sie so sehr in Wuth, daß sie trotz ihrer Schwerfälligkeit und Trägheit plötzlich mit, wie zu ein paar derben Ohrfeigen aufgehobenen Händen, auf ihn lossprang.

Der Sohn rührte sich nicht. Er sah sie sehr ruhig auf sich zukommen und sagte nur höhnisch:

Die gestohlenen Strümpfe, Mama! Ich bezeuge dem Mädchen, daß Sie ihr wirklich ihre Strümpfe gestohlen haben und noch Manches dazu. Sie, Frau Mama, haben das arme Mädchen zur Diebin gemacht, nicht ich.

Gottloser Bengel! schrie die Mutter außer sich. — Und du, du ehrvergessener alter Esel, du leidest, daß deine Frau so beschimpft wird, von ihrem eigenen Sohne?

Die letzteren Worte waren an den Pfarrherrn gerichtet. Dieser sah Frau und Sohn wechselsweise furchtsam an. Er schien Ursache zu haben, den Zorn Beider fürchten zu dürfen. Er griff daher zu dem seiner Meinung nach besten Mittel, in dem Streite keinem beizustehen. Er sah schweigend vor sich nieder.

Freilich sollte er sich verrechnet haben. Sein Schweigen lenkte den Zorn der Frau auf ihn selber.

Wie kann es auch anders sein? rief sie. Wie konnte der Mensch da anders werden? Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Hat er Sie verführt, Mama?

Der Stock mich? Eine solche Vogelscheuche —.

An seiner Hand hing eine Pfarre, Mama!

Der Zorn der Frau entfesselte sich vollends.

In diesem alten Fischerneste! rief sie. In diesem Thranloche! Hier habe ich ihm mein Leben opfern müssen! Für diese Lumpenpfarre, die er noch dazu alle Jahre mehr verdirbt! Was habe ich denn hier? Wie lebe ich denn hier? Ich muß mich schämen, wenn ich mich in diesem Schweinestalle umsehe. Bei keiner Schneider- und Schusterfrau, ja, bei keiner Tagelöhnerfrau in Königsberg sieht es in der Stube so aus, wie hier.

Der Pfarrer seufzte tief.

Du seufzest? schrie die Frau lauter ihn an. Ja, du magst wohl seufzen und stöhnen, daß du mich in solches Unglück hineingebracht hast. Du hast es in Schuld, daß wir hier in Schmuz und Elend verkommen, daß man sich mit diesen zerbrochenen und zer-

rissenen Sachen behelfen muß, daß ich an meinem eigenen Leibe nicht einmal ein ordentliches Kleid tragen kann, sondern solche Lumpen schleppen muß. Wovon sollte man sich denn etwas Neues anschaffen können auf dieser Lumpenpfarre, die du, du allein so heruntergebracht hast! Früher, in der ersten Zeit, kam das litthauische Gesindel noch in die Kirche. Aber du Stock kannst ja nicht predigen; von Jahr zu Jahr blieben sie mehr aus, hielten es mit dem Schulmeister und zuletzt mit dem alten Narren da drüben, den sie ihren Kuningas nennen, während du ihnen nicht einmal ein Ponas mehr bist, sondern ein Kurklis oder Klauklas (Schnarrer). Und wenn sie nicht zur Kirche kommen, so kommen sie auch nicht mehr in die Pfarrküche. Und die Kalende geben sie nur nothdürftig, das Schlechteste von Allem, was sie haben; an ein Zulegen ist gar nicht mehr zu denken. Und die Gebetsverhöre hast du in deiner Trägheit ganz abgeschafft. Da gab es doch noch Kuchen und Fische und selbst Fleisch, das der Frau Pfarrerin mit nach Hause gegeben wurde; man konnte eine ganze Woche davon leben. So hast du hier überall die Religiösität des Volks vernichtet. Es ist auch kein Wunder. Wenn das alte Thier da — sie zeigte nach der Katze auf dem Arbeitstische des Pfarrers — den ganzen Tag

auf dem heiligen Buche liegt, anstatt daß du deine Nase hineinstecken solltest —.

Aber mein Gott, Frau, entgegnete bei diesem Vorwurfe der Pfarrherr, freilich nur schüchtern, die Katze liegt auf deinen Strümpfen, und deine Strümpfe hast du selbst auf die Bibel gelegt.

Warum leidest du es? Als ordentlicher Geistlicher hättest du sie längst herunterwerfen sollen —.

Ich hätte wagen sollen, deine Sachen wegzuwerfen?

Schweig! Wundern soll es mich nur, wie lange das Consistorium der Wirthschaft hier noch geduldig zusehen wird. Lange kann es nicht dauern, dann jagen sie uns ganz von hier fort, und ich muß in meinen alten Tagen herumlaufen, ein Fleckchen zu suchen, wo ich mein Haupt niederlegen und an dem Hungertuche nagen kann. So weit wirst du es noch bringen.

Die steigende Bitterkeit der Vorwürfe hatte dem alten Pfarrer doch nach und nach etwas mehr Muth eingegeben.

Von dem Allen soll ich die Schuld tragen? fragte er.

Wer anders, als du?

Frau, ich will von deiner Wirthschaft nicht sprechen —.

Was geht meine Wirthschaft das Consistorium an? Und was könntest du davon sprechen?

Ich will ja nicht davon reden. Aber was meinst du, Frau, was würde das Consistorium dazu sagen, wenn es erführe, daß die Ehegattin eines christlichen, eines evangelischen Pfarrers —

Katholische Geistliche haben keine Frauen, unterbrach ihn die Frau höhnisch.

Die Glücklichen! rief in eine dicke Tabakswolke hinein der Sohn auf dem Sopha.

Ich werde dir gleich, du frecher Bursch, schrie ihm drohend die Mutter zu.

Der Sohn lachte.

Der Vater fuhr fort:

Was würde das Consistorium dazu sagen, wenn es erführe, daß du heute bei dem alten Gottesleugner da drüben warst, um durch heidnische, teuflische Zauberkünste den Dieb deiner Sachen zu entdecken? Was meinst du dazu?

Was ich dazu meine! erwiederte die Frau frech. Daß ich einen Esel zum Mann habe, der nichts weiß, wogegen jener alte heidnische Litthauer Manches kennt. Was wußtest du denn von der Diebin? Und hat er sie nicht richtig aufgefunden?

Durch abergläubische Teufelskünste!

Warum könnt Ihr es nicht durch fromme, christliche Werke?

Weib, du lästerst!

Nur keinen Kanzelton! Den solltest du für deine dummen Litthauer aufsparen. Freilich, wenn sie zu dir kämen. Aber wo ist deine Gemeinde? Doch, doch, da drüben ist sie, bei dem alten, heidnischen Gottesleugner. Da treiben sie wieder ihre abergläubischen Zauberkünste. Ei, warum gehst du nicht dahin, um sie herabzukanzeln, um ihnen zuzuschreien: Ihr Männer und Weiber, Ihr lästert, Ihr lästert Gott! Warum hast du nicht den Muth, du getreuer Hirt deiner Heerde?

Wenn nur die Gendarmen zurückkämen! seufzte der Pfarrer.

Die Gendarmen! Durch Gendarmen wollt Ihr die Leute fromm machen?

Aber so höre nur, brach der Pfarrer auf einmal ab, wahrscheinlich in der Hoffnung, den Zorn der Gattin von sich abzulenken, so höre nur, welchen entsetzlichen Spektakel das Volk da macht. Sie geberden sich wie Rasende.

Die Litthauer bei dem alten Kuningas hatten das Geheul während des Bratens und Backens erhoben.

Auch die Pfarrersfrau wurde aufmerksam. Ihre Neugierde überwog für einen Augenblick ihren Zorn.

Wenn ich nur wüßte, sagte sie, was das Volk dort treibt! Einen solchen sonderbaren Spektakel habe ich noch nicht ein einziges Mal in den ganzen dreißig Jahren gehört, die ich hier bin. — Die dummen Gendarmen! Sie könnten längst zurück sein. Aber sie sind auch Esel, und drei, beinahe vier Stunden fort, und haben die alte szamaitische Diebin noch nicht finden können! Auch etwas Anderes wollten sie hier suchen! Die Schafsköpfe! Hier! Sie können nicht einmal sagen, was?

Aber horch! Was ist das wieder? Das ist ja auf einmal eine Todtenstille da drüben! So plötzlich auf das tolle Geheul! Das ist sonst nicht die Sache dieses Volkes.

Sie horchte mit den beiden Anderen.

Gleich darauf wurden Schritte hörbar, die sich dem Hause naheten. Zwischen den Schritten vernahm man leises Waffengeklirr.

Da kommen ja Eure ersehnten Gendarmen zurück, sagte der Königsberger Student auf dem Sopha.

In der That traten gleich nachher zwei Gendarmen in die Stube.

Sie kommen allein, ohne das Weib? rief ihnen die Pfarrherrin entgegen.

Leider war all unser Suchen vergeblich, erwiederten etwas mißmuthig die Gendarmen.

Auch das Andere haben Sie nicht gefunden?

Gar nichts. Unsere Nachrichten müssen falsch gewesen sein.

Was suchten Sie denn eigentlich, wenn man fragen darf?

Es scheint den Behörden sehr viel daran gelegen zu sein.

Verbrecher?

Sehr schwere, von drüben aus Rußland, auf Grund der Cartelconvention.

Cartelconvention? Was für ein Verbrechen ist denn das? fragte die Pfarrersfrau.

Die Gendarmen sahen verwundert sich einander an, dann die Frau Pfarrerin und den Herrn Pfarrer.

Der Pfarrer hatte seiner Frau gegenüber nicht den Muth, seine Verlegenheit zu zeigen.

Das plötzlich in dem Hause des Kuningas wieder losbrechende Geschrei der Litthauer, die den Strafact begonnen hatten, kam ihm zu Hülfe.

Hören Sie, meine Herren! rief er. Hören Sie den Spektakel in dem Nachbarhause dort! So geht das schon den ganzen Abend, die ganze Nacht. Es ist polizeiwidrig.

Ja, ja, aber das ist Sache des Ortsschulzen, meinten die Gendarmen.

Der Pfarrer war nicht ganz so dumm, wie seine Gattin ihm vorwarf.

Richtig, erwiederte er, wenn es nur bloßer Polizeilärm wäre. Aber die Leute sind dort bei einem alten Gottesleugner, der sie schon oft zu abergläubischen Künsten und zu heidnischen, unchristlichen Zusammenkünften verleitet hat. Gewiß haben sie wieder so eine. Und Sie wissen, die sind verboten, und das hochwürdige Consistorium und besonders der fromme commandirende Herr General in Königsberg —. Ich glaube, man würde es sehr gut oben vermerken, wenn Sie einschritten, und die heidnische Brut bei ihrem Feste aufhöben.

Aber welches Fest wird denn gefeiert, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer wurde über die Frage verlegen.

Die Frau Pfarrerin aber antwortete rasch:

Irgend ein heidnisches. Wie kann ein christlicher Pfarrer sie kennen?

Den Gendarmen schien das Alles einzuleuchten. Ihre eigentliche Mission war zudem mißglückt. Vielleicht fanden sie hier Ersatz.

Wir wollen einmal nachsehen.

Thun Sie das.

Wann, fragte noch die Pfarrerin, werden Sie Inse wieder verlassen?

Morgen früh.

Sie nehmen doch die Dirne, die Diebin gleich mit?

Gewiß. Halten Sie sie nur fest verschlossen, daß sie nicht entwische.

Sorgen Sie nicht. Darum habe ich sie gerade hier bei mir eingesperrt. Bei dem Schulzen oder aus dem Gemeindegefängnisse würden die Litthauer sie befreien.

Die Gendarmen entfernten sich.

Das Geschrei und Getöse in dem Nachbarhause wurde noch einen Augenblick lauter und wilder. Durch die dunkle, stille Nacht klang es schreckhaft.

Plötzlich entstand eine Todtenstille. Sie war, unmittelbar dem Geschrei folgend, noch schreckhafter.

Darauf erhob sich ein Jammern, Wehklagen und Heulen, ein Schlagen von Thüren, ein Zerschlagen von Fenstern, dann wieder ein tiefes Schweigen, und nun draußen ein wildes Laufen und Rennen durcheinander.

Sämmtliche Mitglieder der Pfarrersfamilie hatten mit angehaltenem Athem zugehört. Der Student hatte seine Pfeife ausgehen lassen. Selbst die Katze schien

von einem beängstigenden Gefühle ergriffen zu sein; sie verließ mit ihren Jungen die Bibel und kroch, Schutz suchend, unter den Lehnsessel des Pastors.

Sie kommen hierher, rief auf einmal erschrocken der Pfarrer. Sie kommen auf das Haus zu. Was sie nur vorhaben?

Auch die Pfarrerin wurde ängstlich, und wie Alles, so regte auch ihre Angst von neuem ihren Zorn gegen den Ehegemahl auf.

Warum hast du die Gendarmen fortgeschickt? rief sie. Nun sitzen wir da ohne Hülfe, und all das wüthende Gesindel kommt hierher.

Ich werde die Hausthür abschließen, sagte kläglich der Pfarrer.

Um sie noch wüthender zu machen? Damit sie Thüren und Fenster auch hier einschlagen, wie drüben?

Aber, was machen wir dann, liebe Frau?

Geh du zu ihnen hinaus, in den Garten!

Der Pfarrer erstarrte fast, freilich nicht vor Zorn, aber vor Schreck.

Ich, Amalie? Ich allein? Zu den Wüthenden? In der finsteren Nacht?

Fürchtest du dich, Narr?

Fürchtest du dich denn nicht, liebe Male? Warum schickst du mich denn hinaus?

Frage nicht, geh!

Aber, mein Gott!

Wirst du bald gehen, ehe sie hereinkommen?

Der Pfarrer erhob sich, langsam, zögernd.

Rasch! befahl die Pfarrerin.

Er sah sich bittend nach seinem Sohne um.

Fritz, begleitest du deinen Vater?

Ich denke nicht daran, antwortete ruhig der Student, der damit beschäftigt war, seine Pfeife wieder anzuzünden.

Eine Menge Menschen eilte, bald leise, bald laut durch einander sprechend, von der Kirche herkommend, auf das Haus des Pfarrers zu. Es waren die Litthauer, Männer und Weiber, welche an dem Bockheiligen Theil genommen und die Flucht ergriffen hatten.

Als sie bei der Ankunft der Gendarmen in tumultuarischer Eile das Opferhaus, das sie selbst zu einem Leichenhause gemacht, verlassen hatten, zerstreuten Manche von ihnen in ihrer Furcht und Angst sich nach den verschiedensten Seiten hin. Nur die älteren Männer hatten sich, wie aus Instinct, zusammengehalten. Den älteren Männern schlossen sich, vielleicht gleichfalls aus Instinct, die meisten Weiber an. Vielleicht war es auch nur der Instinct, der diesen Haufen

der älteren Männer und der Weiber den Weg zu der Dorfskirche nehmen ließ. Vielleicht war es ferner ein, zum Bewußtsein, wenn auch nur zu einem sehr unklaren Bewußtsein, gekommenes Gefühl, eine Ahnung, daß, nachdem sie im Dienste von Gottheiten, die von der Polizei nicht autorisirt wären, etwas verbrochen hätten, sie am sichersten Schutz finden könnten bei dem Gotte, den sie ohne Gefahr vor Gendarmen anbeten durften. Wer will jenen Menschen, auferzogen unter so vielfachem Aberglauben, geleitet von den beschriebenen beiden Kuningai, am Ende auch einen solchen Aberglauben verdenken?

An der Kirche kamen nach und nach auch die meisten Anderen zu ihnen.

Man fing an zu berathen.

Der Kuningas ist todt.

Die Gendarmen werden uns verfolgen.

Sie werden uns Alle als Mörder verhaften.

Uns Alle? Einer kann ihn nur getödtet haben.

Bis der Eine bekannt ist, uns Alle.

Wer hat den Kuningas erschlagen?

Ja, wer hat ihn getödtet? riefen Viele.

Keiner antwortete, auch nicht die Mutter des kranken Kindes. Sie war mit in dem Haufen. Aber ihre Wuth war verraucht.

Was nun beginnen? rief nach einer Weile eine Stimme.

Ihr Greise mit den weißen Haaren, sprecht Ihr zuerst!

Bei dem Pfarrer war noch Licht, sprach einer der Greise.

Er war der Nachbar des Bockheiligers, fuhr, mit unglaublicher Schnelligkeit in die Gedanken des alten Mannes mit den weißen Haaren eingehend, der zweite Greis fort.

Dem Pfarrer ist unser Fest ein Gräuel.

Wir müssen den Pfarrer versöhnen!

Und die Frau Pfarrerin!

Wir müssen doppelte Kalende versprechen!

Und Flindern und Lachse für das ganze Jahr!

Aber, warf Einer ein, was man der Frau Pfarrerin verspricht, das muß man halten!

Was will man machen? Der Kuningas ist todt, und nur der Pfarrer kann uns helfen.

Aber es wird Viel sein, was man ihr schenken muß!

Plötzlich rief eins der Weiber, es war jene Mutter des kranken Kindes:

Ihr Männer, erinnert Ihr Euch des jungen fremden Burschen, der bei dem Kuningas war?

Ja, ja, ein fremder Bursch war bei ihm.

Wer war es?

Weiß es Niemand?

Niemand weiß es!

Er war auf einmal während des Opfers bei ihm.

Vorher hat ihn Niemand gesehen!

Kein Auge eines Menschen!

Ich war, sprach das Weib, eine Stunde vor Beginn des Opferns noch bei dem Kuningas; der Bursch war nicht bei ihm.

Der Kuningas hatte Geister, rief eine Stimme, halb zweifelhaft und halb entsetzt.

Er hatte sie festgezaubert, in Flaschen, in Bäume. Er konnte sie loslassen.

Der Bursch war ein Geist des Kuningas!

Ein Geist, ein Geist!

Der den Kuningas erschlagen hat!

Aus Rache!

Weil er ihn in einen Baum eingebannt hatte!

Wo ist der fremde Bursch geblieben?

Wo ist der Mörder des Kuningas?

Hier, hier ist er! rief eine Stimme im Hintergrunde des Haufens. Er wollte sich davon schleichen.

Haltet ihn fest! Haltet den Mörder fest!

Wir haben ihn! Wir halten ihn!

Führt ihn hierher!

Gustav Walter hatte während des Opferns der Litthauer sich so viel als möglich theilnahmlos gehalten. Er hatte nur, um sich nicht verdächtig zu machen, einerseits den Befehlen des Kuningas Folge geleistet, andererseits sich nicht entfernt. Freilich waren diese Befehle nur wenige gewesen, und auch die Versammlung hatte nur wenig auf ihn geachtet, weil er nicht zu dem Dorfe gehörte, das Opfer ihn also nichts anging. Als Alles die Flucht ergriff, wurde er mit fortgerissen. Er hatte sich mit fortreißen lassen. Zu seiner Gefährtin durfte er nicht, wenn er nicht sie und sich verrathen wollte. Sie, ohne seinen Schutz, der Gefahr einer Entdeckung überlassen, war, wie die Sachen einmal standen, unbedenklich aus zweien Uebeln das kleinste. Vor dem Hause angelangt, machte er den Versuch zu entkommen, um das Fenster der Kammer zu suchen, in welchem die Gräfin sich befand. Allein ein paar Weiber hatten ihn gefaßt, aus Mitleiden, damit der fremde, der Gegend unkundige junge Mensch sich nicht verirren solle. Ein paar Männer liefen dicht hinter ihm. Er konnte sich nicht losreißen, ohne Aufsehen zu erregen, und die Gendarmen, die er hinter sich auf der Verfolgung glauben mußte, unmittelbar auf seine Fersen zu locken. So war er mit zu der

Kirche gekommen, und es war ihm nicht möglich geworden zu entwischen, bis er als Geist und Mörder festgehalten wurde.

Er wurde zu den Greisen geschleppt, um welche die Weiber einen Kreis gebildet hatten.

Da ist er! Da ist der Mörder! riefen die Weiber.

Der böse Geist! setzten Andere hinzu.

Kann er nicht ein guter Geist sein? bemerkte Einer. Der Kuningas bediente sich seiner Hülfe bei dem Heiligen.

Gute Geister morden nicht! riefen die Weiber.

Er ist ein böser Geist, ein Mörder! schrieen Alle.

Fort mit ihm zu dem Pfarrer!

Der Haufen eilte zu dem Hause des Pfarrers, den jungen Mann mit sich schleppend.

Gustav Walter hatte sprechen wollen; man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Er wollte sich gewaltsam losreißen. Er wurde von der Menge überwältigt.

Der Pfarrer, als er noch länger zögerte zu gehen, war von seiner Pfarrherrin zu der Stube hinaus gestoßen worden. Sie hatte die Thür hinter ihm verriegelt. Der alte Mann stand in dem dunkelen Hausflur allein, zitternd und zagend. Was sollte er machen? Die Hausthür verschließen? Sie wurde von dem wüthenden Haufen erbrochen; er wurde, da seine Frau ihn

nicht wieder in die Stube einließ, im Flur gefunden, und war nun das erste unrettbare Opfer ihrer Wuth. Ihnen entgegengehen? Er erfüllte dadurch zwar den Befehl seiner Frau, aber wer giebt sich einer wilden, mordlustigen Menge gern freiwillig als Opfer hin? Einen dritten Ausweg sah er nicht. Freilich stand ihm die Flucht aus dem Hause offen.

Allein war sie noch möglich? War der Haufe noch entfernt genug, daß er unbemerkt entkommen könnte? Er eilte an die Hausthür, um nachzusehen. Die Menge war schon nahe. Aber er glaubte, von ihr nicht bemerkt, an einer Hecke vor dem Hause entlang sich fortschleichen zu können. Er versuchte es. Er eilte aus dem Hause. Es war zu spät. Einige aus dem Haufen sahen ihn. Sie stürzten auf ihn zu.

Der Kuningas, der Kuningas! riefen sie.

Sie riefen es den Anderen zu.

Wir haben den Mörder, den verruchten Mörder! riefen die Anderen.

Sie riefen es dem Pfarrer zu, den sie wahrscheinlich schon durch die Gendarmen unterrichtet glaubten.

Der Pfarrer in seiner Angst verstand Alles anders. Er bezog den Mörder auf sich selber.

Hier ist nicht der Mörder! schrie er. Hier nicht, hier nicht, Ihr guten Leute.

Er hat es gethan! Er allein! Er muß hingerichtet, er muß geköpft werden!

Seid barmherzig, Ihr Männer! flehete der Pfarrer, den der Haufe rasch umringt hatte.

Keine Barmherzigkeit! Der Schurke muß sterben!

Begehet kein Unglück, Ihr Männer; denket an Eure Frauen! Ihr Weiber, denket an Eure Kinder!

Was fällt dem Pfarrerchen ein?

Der Schurke ist ein Mörder!

Und ein böser Geist!

Den der alte Josua Gandraszus eingesperrt hatte.

Von dem Kuningas Josua Gandraszus war gegenüber dem christlichen Kuningas nicht die Rede.

Gnade, Ihr lieben Männer! Gnade, Ihr guten Weiber! rief der christliche Kuningas.

Keine Gnade für ihn!

Wir liefern doppelte Kalende zur Pfarre.

Und der Frau Pfarrerin für ein ganzes Jahr Flindern und Lachse, und Hechte, und selbst den feinen Dorsch.

Der Pfarrer glaubte, daß man schon an seinen Nachfolger denke.

Ach, Ihr lieben Leute, sagte er, man weiß wohl, was man hat, aber nicht, was man bekommen wird.

Wir haben einen Mörder, einen bösen Geist!

Es gibt viele böse Geister in der Welt, besonders jetzt unter den jungen Candidaten. Wenn sie die Probepredigt halten, sind sie glatt und freundlich; aber wenn sie die Pfarre einmal haben, dann werden sie grob und stachelich, wie Eure Kaulbärsche.

Der Pfarrer war auf seiner Flucht bis an die Ecke des Pfarrhauses gekommen. Es zog sich dort eine Dornhecke an diesem entlang, und zwar so, daß zwischen ihr und dem Hause ein schmaler Gang blieb. In diesem Gange war der Pfarrer angehalten und umzingelt worden. Hier fand jenes Gespräch der Mißverständnisse statt, das von Allen um so aufmerksamer geführt und angehört wurde, als eben Keiner den Anderen verstand.

Gustav Walter stand zwischen zwei Männern in der letzten Reihe des Haufens. Er benutzte die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Unterhaltung, riß sich mit einem kräftigen Stoße von den beiden Männern los und stürzte fort.

Er lief um die Ecke des Hauses, dort an der Seite des Hauses, um an der entgegengesetzten Seite desto sicherer zu verschwinden. Aber sein Weg führte ihn an der Hausthür vorbei, und als er diese offen sah, besann er sich schnell eines Anderen. Er sah sich um. Die überraschten Litthauer waren ihm nicht

in der ersten Secunde gefolgt. Er erblickte noch Niemanden hinter sich. Mithin erblickte auch ihn Niemand. Wollte er noch erst an der ganzen Breite des Hauses entlang laufen, so mußte er gesehen werden. Rasch war sein Entschluß gefaßt. Er schlüpfte durch die offene Hausthür in das Pfarrhaus. Nicht mit Unrecht konnte er voraussetzen, daß seine Verfolger ihn hier zu allerletzt suchen würden. Dabei war ihm die Angst des Pfarrers nicht entgangen; sie ließ auf eine ähnliche Angst, also auf ein Verbergen der anderen Hausbewohner, mithin auch auf einen augenblicklichen Versteck für ihn und auf eine Wahrscheinlichkeit irgend eines weiteren glücklichen Entkommens schließen.

Er sprang in den dunklen Hausflur, mit leisen, kaum hörbaren Schritten. Vor sich sah er ein schwaches Licht. Es war in der Höhe. Er schlich darauf zu. Er sah sich am Fuße einer Treppe, vor der sich unten eine Thür befand. Die Thür stand offen. Er erstieg einige Stufen der Treppe. Plötzlich hörte er Jemanden oben gehen, dann eine Thür aufschließen. Gleich darauf wurde die Thür wieder zugeschlossen. Das Licht verschwand. Der Träger des Lichtes mußte in ein Zimmer eingetreten sein.

Gustav Walter blieb auf der Treppe stehen. Aber nur einen Augenblick lang. Der Haufe unten an

dem Hause zerstreute sich mit Geschrei nach allen Seiten. Die Meisten umliefen das Haus. Einige drangen hinein. Dem jungen Manne blieb nur Eine Zuflucht. Er eilte die Treppe vollends hinauf. Oben fielen durch die Ritze einer Thür Lichtstrahlen. Sie ließen ihn erkennen, wo er sich befand. Er war auf einem schmalen Flur des Bodenraums. Das Licht kam aus einer Bodenkammer. Neben dieser war der Schornstein. Hinter dem Schornsteine verbarg er sich. Er sah sich von hier aus nach einem weiteren Zufluchtsorte oder Ausgange um. Eine leichte Helle neben ihm zeigte ihm eine ziemlich geräumige Oeffnung in dem Strohdache des Hauses an. Das Dach war, wie er schon früher bemerkt hatte, nicht hoch. Durch die Oeffnung konnte er also immer zur Noth entkommen, wenn er bis zu seinem jetzigen Schlupfwinkel verfolgt wurde. Aber er hörte Niemanden die Treppe heraufkommen. Dagegen hörte er etwas Anderes, dem er unwillkürlich seine Aufmerksamkeit schenken mußte.

In der Bodenkammer neben ihm, in der das Licht war, wurde gesprochen. Er stand unmittelbar an der Wand der Kammer. Die Wand war von dünnen Bretern. Er konnte jedes Wort hören, das gesprochen wurde. Eine männliche und eine weibliche

Stimme sprachen. Beide Stimmen schienen noch jugendlich zu sein. Sie sprachen Litthauisch.

Sei keine Thörin, Mädchen, sagte die männliche Stimme. Nimm die Freiheit an, die ich dir biete.

Die weibliche Stimme antwortete etwas trotzig:

Nein, ich weiche nicht!

Sie werden dich in die Gefängnisse schleppen, vor das Gericht, auf das Zuchthaus!

Mögen sie. Vor die Richter will ich. Ich werde ihnen Alles sagen. Daß deine Mutter zuerst mich bestohlen hat.

Man wird dir nicht glauben, Madline. Du bist eine arme Dienstbotin; meine Mutter ist die Frau Pfarrerin.

Aber eine schlechte Frau; das ganze Dorf kennt sie.

Wenn das auch, du hast gegen sie keine Beweise ihres Stehlens.

Mein Wort gilt so viel als das ihrige.

Das thut es nicht. Du bist eine geständige und überführte Diebin; sie leugnet. Man wird deine Worte für leere Ausflüchte, für freche Verleumdung halten.

Das Mädchen schien nachzudenken.

Nicht mehr so trotzig, sagte sie:

Deine Mutter ist ein schlechtes Weib; sie hat mich unglücklich gemacht.

Das hat sie. Darum auch will ich dich befreien.

Darum, Pritzkus (Fritz)? fragte das Mädchen mißtrauisch.

Traueſt du mir nicht, Madline?

Willſt du mich nicht in deiner Gewalt haben? Du haſt mir immer nachgeſtellt. Ich hätte es deiner Mutter ſagen ſollen.

Sei keine Thörin, Mädchen! Höre, was ich vorhabe. Ich habe unſern Nachbar Davids gewonnen. In einer Viertelſtunde legt er mit ſeinem Kahn unten an der Kirche an. Er bringt uns Beide fort von hier.

Du willſt deine Eltern verlaſſen?

Was kümmern mich die Alten! Ich muß ohnehin morgen fort. Die Ferien in Königsberg ſind zu Ende. Dahin nehme ich dich mit mir.

Nach Königsberg?

Nach Königsberg! Davids fährt uns noch in dieſer Nacht nach Schaaken. Von da haben wir nur noch eine kleine Strecke.

Aber was ſoll ich in Königsberg machen, Pritzkus?

Du wirſt dich da vermiethen, mit meiner Hülfe, bei Freunden von mir.

Ich verſtehe kein Deutſch.

Du wirſt es lernen.

Aber Pritzkus, Pritzkus, deine Mutter wird uns dahin verfolgen.

Sie hat nicht den Muth dazu. Sie wüßte, daß sie mich dadurch verderben würde. Das wagt sie nicht.

Nein, nein, Pritzkus, ich kann dir nicht folgen in die fremde, große Stadt.

Noch einmal, Mädchen, sei keine Thörin! Hier verfolgen sie dich als Diebin, und sperren dich in das Zuchthaus ein. Dort führen wir ein vergnügtes Leben. Ich komme jeden Tag zu dir.

Ich sagte es ja, du willst mich dort in deiner Gewalt haben.

Halsstarrige, mißtrauische Närrin! —

Er brach auf einmal ab.

Unten im Hause war es lebendiger geworden. Mehrere Menschen kamen an die Treppe.

Der Pfarrerssohn schien verlegen, eilig geworden zu sein.

Man darf mich nicht bei dir finden, sagte er. Unsere Flucht wäre sonst verrathen. Besinne dich. In einer halben Stunde hole ich dich ab!

Er schlüpfte aus der Kammer. Um durch kein Geräusch zu verrathen, woher er komme, schloß er die Thür nicht hinter sich ab; er lehnte sie nur leise an. Draußen trat er mit lauteren Schritten auf. So ging

er auch die Treppe hinunter. Unten an dieser wurde er angehalten. Eine fremde Stimme redete ihn an, deutsch; wahrscheinlich einer der Gendarmen.

Sie kommen von oben?

Wie Sie sehen.

Haben Sie oben nichts Verdächtiges bemerkt?

Die Gefangene ist noch da. Ich habe nach ihr gesehen. Eben darum war ich oben.

Ich meine nicht sie. Ein gefährlicher Mensch muß in das Haus geflüchtet sein. Er könnte sich nur oben versteckt haben.

Ich wüßte nicht, wie.

Wir müssen gleichwohl oben visitiren.

Der Königsberger Student antwortete noch etwas. Gustav Walter aber wartete die Antwort nicht mehr ab. Er eilte zu der schon vorhin bemerkten Oeffnung des Daches. Allein er suchte dort vergebens Rettung. Die Oeffnung war mit einem Glasfenster versehen, und wie viele Fenster auch in dem Hause zerbrochen waren, dieses hatte keinen Defect. Dagegen war es freilich auch wohl, so lange die Frau Pfarrerin in dem Hause waltete, nicht geöffnet worden. Sein Verschluß war fest gerostet. Alle Mühe des jungen Mannes konnte es nicht öffnen. Ein Zerbrechen der Scheiben hätte einen unvermeidlich verrathenden Lärm gemacht.

Gustav Walter stand eine Secunde rathlos auf dem leeren Boden, der keinen Versteck, keinen Schlupf- und keinen Schutzwinkel mehr darbot. Auf einmal faßte er einen raschen Entschluß. Er flog zu der Kammer, aus welcher der Pfarrerssohn gekommen war, deren Thür dieser offen gelassen hatte. Es war möglich, es war wahrscheinlich, daß man dort nicht suchen werde. Man glaubte die Gefangene fest eingeschlossen; daß sie noch da war, hatte der Student noch unmittelbar vorher versichert. War eine Rettung für ihn möglich, so war sie nur dort zu finden.

Die Thür war nur noch angelegt. Er glitt in die Kammer.

Madline, still! flüsterte er dem Mädchen zu, die er in der Kammer wußte, die er in der Finsterniß nicht sah.

Ah! schrie bei der fremden Stimme das Mädchen, überrascht, erschrocken halb auf; halb unterdrückte sie den Schrei.

Ich komme von Lene Gruszpelkat, der Szamaitin.

Wer bist du? Ich kenne dich nicht.

Ich war bei ihr, als du draußen vor dem Dorfe den Handel mit ihr machtest.

Um Gotteswillen, was willst du?

Schweig jetzt! Nachher!

Gustav Walter hatte während des Sprechens nach irgend einem inwendigen Verschlusse der Thür der Kammer gesucht. Er fand einen hölzernen Knebel. Er schob diesen leise vor.

Unmittelbar nachher hatten mehrere Menschen das obere Ende der Treppe und den Flur vor der Kammer erreicht. Sie trugen Licht bei sich, wie man durch die Ritzen der Thür sehen konnte. Sie durchsuchten schweigend den ganzen offenen Bodenraum. Sie fanden nichts. Sie kehrten zurück. Oben an der Treppe machten sie Halt. Dicht an der Treppe befand sich die Kammer, in welcher Gustav Walter sich mit dem Mädchen eingeschlossen hatte.

Jetzt hier noch! hörte der junge Mann Einen der Suchenden sagen.

In dieser Kammer ist die Diebin eingesperrt, erwiederte die Stimme des Studenten.

Gleichviel.

Aber sie ist verschlossen.

Leuchten Sie her!

Eine Hand rüttelte draußen an der Thür der Kammer.

Sehen Sie? sagte der Student.

Ja, ja. Aber sie kann auch blos von innen verschlossen sein, gar nur von innen festgehalten werden.

Meine Mutter selbst hat abgeschlossen. Sie hat den Schlüssel.

Es wurde von außen an der Thür gezogen. Sie gab nicht nach.

Es mag vorläufig sein.

Von dem Ziehen wurde Abstand genommen. Die Suchenden stiegen die Treppe hinunter.

Gustav Walter wandte sich an das Mädchen:

Verrathe nicht, daß ich hier war, sagte er. Zwei Menschenleben hängen davon ab. Der Himmel wird dich belohnen für deine Verschwiegenheit. Und dann noch eins, armes Mädchen. Ich habe Alles gehört, was du mit dem jungen Menschen sprachst. Entfliehe nicht mit ihm. Sein Zweck ist nur, dich vollends zu verderben; hat er ihn erreicht, so wird er in der großen Stadt dich verlassen. Erdulde deine Strafe; sie wird gering sein, wenn du ein offenes Geständniß ablegst. Dann halte dich immer brav, und es wird, trotz der Strafe, dir immer gut gehen.

Es erging dem Mädchen später so.

Das Mädchen weinte still.

Gustav Walter horchte, was ferner geschehen werde. Man suchte noch eine Weile unten im Hause. Dann hörte er eine Menge Menschen durch die Gartenthür in den Garten des Pfarrhauses gehen, ohne

Zweifel, um die Nachsuchung dort fortzusetzen. Wahrscheinlich, so schloß der junge Mann weiter, hatte man zu dem Zwecke den ganzen Garten rund umher besetzt. Alsdann war auch anzunehmen, daß die andere Seite des Hauses unbewacht war, um so mehr, als er an derselben entflohen war. Allein er hatte keine Wahl.

Lebe wohl, Mädchen! sagte er.

Er öffnete die Thür der Kammer, schlich auf den Zehen die Treppe hinunter, hielt an den untersten Stufen derselben an, horchte einen Augenblick in den Hausflur hinein, bemerkte dort nichts, schlich auf demselben in die offene Hausthür, gewahrte auch vor dieser nichts, und flog nun leise und behende an der Hecke und unter den Bäumen weg nach der Kirche hin, und um diese herum auf einem Umwege nach der Wohnung des Kuningas Josua Gandraszus.

Er machte erst Halt an der Thüre der Stube, in welcher er die Leiche des Waidelotten verlassen hatte. Er lauschte an der Thür. Er hörte Geräusch, er hörte Sprechen darin. Er glaubte einen Hülferuf der Gräfin zu hören.

Er riß an der Thür. Sie öffnete sich nicht. Er stieß sie mit den Füßen auf.

Er flog in die Stube.

Der litthauische Knabe suchte sich von dem litthauischen Weibe loszureißen.

Gustav Walter ergriff das Weib. Er warf sie in die Stube.

Anna Jógszis fiel auf den Körper des todten Waidelotten.

Sie wollte mit einem Fluche sich wieder aufraffen. Sie vermochte es nicht. Hatte die Ueberraschung sie gelähmt? Bannte sie der abergläubische Schreck, auf eine Leiche gefallen zu sein? Oder hatten gar durch einen jener sonderbaren Zufälle die Hände des Todten sich in eine Falte ihrer Kleidung verwickelt und hielten sie fest?

Sie konnte sich nicht erheben.

Fort, fort! rief Gustav Walter der jungen Dame zu. Er ergriff ihre Hände. Er riß sie aus der Stube.

Gustav, mein Retter, wie soll ich Ihnen danken? O, und ich war so schlecht gegen Sie. Können Sie mir verzeihen?

Still, still! flüsterte der junge Mann. Wir sind von Verfolgern umgeben. Folgen Sie mir, so schnell, aber auch so leise als Sie können!

Sie eilten fort auf dem Wege, auf dem er gekommen war.

Auf einmal hielt er an.

Haben Sie das Geld bei sich? fragte er.

Zum Glück. Aber Ihre Sachen, Gustav, sind in dem Hause geblieben.

Sie haben keinen Werth dem Leben gegenüber. Fort!

Sie eilten weiter, zur Kirche. Der Weg war überall leer. Von der Kirche wandten sie sich in gerader Richtung zu dem Ufer des nahe vorbeifließenden Insestroms. Sie gingen langsamer, vorsichtiger.

Es führte dort kein Weg an das Ufer. Sie mußten durch hohes Gras waten. Sie hatten allerdings den Vortheil, sich darin leicht verbergen zu können. Dagegen waren sie nicht im Stande, auf fünf oder zehn Schritte weit einen Verfolger zu gewahren, der auf sie gelauert hätte.

In der Mitte des hohen Grases stand Gustav Walter still.

Warten Sie hier einen Augenblick, sagte er zu seiner Begleiterin. In dieser Gegend muß am Ufer ein Kahn halten, der uns weiter bringen wird. Ich will nachsehen, ob er da ist.

Die Gräfin blieb stehen.

Er schlich behutsam voran. Nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück.

Es ist Alles in Ordnung. Lassen Sie uns eilen.

Aber vorher noch Ein Wort. Verbergen Sie Ihr Gesicht, und sprechen Sie nichts in dem Kahne, auch nicht mit mir.

Ich werde nicht.

Auch nicht, wenn Sie hören, daß ich Sie für eine Diebin ausgebe.

Ich eine Diebin!

Es geht nicht anders.

Gut.

Sie durchbrachen rascher das Gras; sie kamen an den Strom.

Vor ihnen lag mit ausgebreitetem Segel ein Kahn am Ufer. Es war ein gewöhnlicher Fischerkahn des Haffs. Ein einzelner Mensch saß darin, den man in der Dunkelheit der Nacht nicht näher unterscheiden konnte. Er saß auf der Ruderbank. Wie es schien, hielt er schon, wie zum sofortigen Abfahren, die Ruder in den Händen.

Gustav Walter sprang, ohne sich aufzuhalten, schweigend in den Kahn, in den er zugleich seine Begleiterin hineinhob. Er setzte sich mit ihr sofort auf eine Bank.

Stoß ab, Davids! sagte er dann, auf Litthauisch, zu dem Mann im Schiffe.

Der Schiffer horchte auf.

Heda, wer spricht denn da? rief er.

Still, mein Freund. Verrathe uns nicht. Stich rasch in See!

Aber, Mann, wer bist du? Ich kenne dich nicht!

Ich bin der Freund des Pfarrersohnes —.

Des Pritzkus?

Er selbst konnte nicht. Ich bringe an seiner Stelle das Mädchen.

Du? Mann, er hat mir von keinem Freunde gesprochen.

Ich glaube das.

Ich habe auch keinen Freund bei ihm gesehen.

Ich kam heute Abend zufällig hier an, und da trug er mir auf, an seiner Stelle das Mädchen fortzubringen.

Du an seiner Stelle? Warum denn das?

Das ist leicht einzusehen. Wären er und das Mädchen zugleich verschwunden, so wüßte Jeder, wohin sie wären. Jetzt weiß es Niemand.

Das ist richtig. Aber, Mann, ich kenne dich nicht.

Du kannst mir dennoch trauen. Nur er und du wissen um die Sache. Würde er sie mir vertraut haben, wenn er mir nicht trauen dürfte?

Du hast wieder Recht. — Aber — He, Madline, komm einmal her zu mir!

Bursch, du wirst durch dein Mißtrauen noch machen, daß wir hier entdeckt und überfallen werden.

Ich muß das Mädchen sprechen!

Hörst du nicht, wie die Arme weint? Quäle sie nicht!

Ja, ja, die Arme thut mir leid. Sie ist ein litthauisches Kind, und jene —

Stoß endlich ab!

In Gottes Namen denn.

Er stieß ab. Der Kahn glitt den Strom abwärts, dem Haff zu.

Gustav Walter trocknete den Schweiß ab, der ihm trotz der doppelten Kälte der Nacht und des Wassers in dicken Tropfen an der Stirne perlte.

Gott sei Dank! flüsterte er seiner Gefährtin zu. Das waren schwere Stunden. Welche fortwährende Angst! Welche fortwährende Gefahr!

Wäre sie vorbei, mein Freund? fragte die Gräfin.

Gott wird uns ferner beschützen.

Dieser Mensch hält uns für Andere.

Es blieb mir keine andere Wahl, als ihn zu täuschen.

Wir sind in seiner Gewalt.

Wir sind.

Wenn er nun die Täuschung erfährt? Und er muß sie erfahren.

Hier wären wir verloren. Später nicht mehr.

Später?

Auf dem Haff, wenn er nicht mehr um Hülfe rufen kann, ist er in unserer Gewalt.

Der junge Mann faßte nach seinem Busen, wo er sein Pistol verborgen hatte.

Gustav, Sie wollten?

Das Geld wird schon das Seinige thun. Sollte es aber nicht, so würde die Pflicht der Selbsterhaltung eine Drohung rechtfertigen, die am Ende nur eine leere wäre.

Ich weiß es. Ich kenne Ihr braves, redliches Herz. O, Gustav, welchen unendlichen Dank bin ich Ihnen schuldig. Und ich konnte —

Schweigen Sie. Ich bitte Sie. Der Litthauer wird aufmerksam.

Die Gräfin schwieg; aber sie drückte beredt die Hand des jungen Mannes an ihrer Seite.

3.

Das kurische Haff.

Einige hundert Schritte weit vom Dorfe Inse verliert der Insestrom sich im kurischen Haff. Man fährt bis zu diesem, wie in der übrigen tiefen Niederung, zwischen niedrigen Ufern, die kaum ein paar Fuß hoch sich über den Rand des Wassers erheben, und nur, allerdings mehr als manneshoch, mit Gras und Schilf bewachsen sind. Auch am Haff ist das Ufer nicht höher; aber hier findet sich nur das hohe Schilf. Zwischen diesem fährt man auch noch eine Weile, wenn man das Haff erreicht hat. Eine Zeitlang begegnet man dann selbst noch einzelnen Inseln von Schilf, zwischen denen die Fahrstraßen für die Schiffe sich hin und herziehen. Erst darauf gewinnt man das hohe, freie Wasser.

Zu den reizendsten Wasserfahrten meines Lebens gehören diejenigen, die ich machte, als vor vielen Jahren ein Amtsgeschäft mich eine Zeitlang in dem

Dorfe Inse festhielt. Es war im Spätsommer. Die Witterung war warm, still, beständig, wie sie in jenen Gegenden im Spätsommer immer ist. Wenn der Abend sich neigte, wurden Inquisiten und Zeugen und Acten entlassen. Ein kleiner Kahn, ein Ruderer, ein paar Ruder, eine Jagdflinte, ein Hühnerhund, traten an ihre Stelle. Mein Secretair war ein großer Jagdfreund. Mit den letzten Strahlen der sinkenden Abendsonne fuhr ich mit ihm hinaus in das Haff. Leicht, unhörbar glitt der Kahn dahin auf dem stillen Insestrom, zwischen dem hohen Grase und Schilf auf beiden Seiten, über dessen Spitzen dann und wann der Giebel eines Fischerhauses und rechts etwas höher das Pfarrhaus, und noch wieder etwas höher die Dorfkirche mit ihrem niedrigen grauen Thurme herüberblickte. Rund umher war Alles bewegungslos. Keine menschliche Stimme war zu hören, kein Laut eines Thieres, nicht einmal ein Wasservogel. Das Wasser selbst rührte sich nicht, nicht das leiseste Rauschen zog durch Gras und Schilf an den Ufern.

So wurde das Haff erreicht.

Eben begann die Sonne hinter den äußersten westlichen Spitzen der Nehrung sich zu senken. Die grauen Dünenspitzen glänzten wunderbar in der tiefen Purpurgluth, gleich hellleuchtenden Zinnen einer fernen,

phantastisch aufgebauten Burg. Glanz und Gluth leuchteten herüber über die ungeheure, unbewegliche, klare Wassermasse, und vergoldeten die Spitzen des Schilfes, das jene kleinen Inselchen des Haffs bildete.

Der letzte Strahl der Sonne versank.

In demselben Augenblicke ertönte hinten auf dem Lande, im Dorfe Inse, die Abendglocke. Es war der einzige Laut in der tiefen, weiten Stille. Die Töne zitterten feierlich durch das Schilf herüber, glitten über den Wasserspiegel dahin, und verloren sich leise.

Auf einmal war Alles auf dem Haff verändert. Keine Purpurgluth, kein Goldstrahl mehr. Alles fahl und grau. Es war, als wenn in der Zeit einer halben Minute ein fast winterlicher Herbst den Sommer vertrieben hätte. Die fernen Spitzen der Nehrung waren wie mit einem Leichentuche bedeckt. Auf dem Wasser hatte sich ein zwar nur leiser, aber kühler Wind erhoben. Das Haff zitterte unter ihm dunkelgrau. Das Schilf rauschte scharf, wie ein schwarzes, verbranntes Saatfeld.

Aber das dauerte nur wenige Augenblicke. An der Höhe des östlichen Horizonts waren leichte Wolken aufgezogen. Sie leuchteten jetzt da oben in den Strahlen der hinter der Nehrung verschwundenen Sonne.

Ihr Leuchten erhellte wieder das Wasser und das Schilf, und verjagte den kühlen Wind des Sonnenunterganges. Rings umher wurde es wieder still und mild.

Und nun begann es auch lebendig auf dem Wasser zu werden. Dem zwischen den Schilfinseln einherrudernden Kahne begegneten Schiff an Schiff die Fischer von Inse, die nach saurer Tagesarbeit mit reicher Beute zu dem Dorfe zurückkehrten. Sie segelten oder ruderten still vorbei. Die Leute darin sprachen nicht unter sich; sie grüßten die Begegnenden nicht. Sie waren müde, hungrig, durstig. Aber sie boten kein trauriges, kein unangenehmes Bild dar. Sie saßen oder lagen mit zufriedenen Gesichtern in ihren Fahrzeugen. Sie berechneten die Größe ihres Fanges, ihres Gewinnes. Und es war kein Rechnen der Gewinnsucht. Es war das zufriedene, das glückliche Berechnen des Hausvaters, der Mutter, der Kinder, daß wieder ein Stück täglichen Brodes durch redlichen Fleiß und Schweiß in das Haus geschafft sei.

Die Fischerkähne waren vorbei gefahren. Die Schilfinseln waren zurückgelegt. Das freie Haff war gewonnen. Es dehnte sich unendlich wie das offene Meer aus. Die fernen Spitzen der Nehrung waren in der zunehmenden Dämmerung nicht mehr zu erken-

nen. In dem Wasser spiegelte sich noch hell der blaue Abendhimmel mit seinen einzelnen mehr und mehr erblassenden Wölkchen. Hinten am Horizont verschwammen Wasser und Himmel in einander.

Der Kahn ruderte still in die stille Unendlichkeit hinein. Auch in die Nacht.

Er war allein auf dem weiten Wasser. Kein anderes Fahrzeug war zu sehen. Kein nahes oder entferntes Geräusch verrieth, daß, außer in unserem Nachen, ein menschliches Wesen auf dem Wasser sei.

Der litthauische Ruderer ruderte langsam und schweigend. Der Hund schlief zu unseren Füßen. Der Jäger blickte um sich mit seinen scharfen Augen.

Ich saß still, und schaute in das Wasser unter mir und zu dem Himmel über mir, die in der weiten Ferne beide eins waren.

Die Gedanken verschwimmen in solcher Einsamkeit nicht. Sie werden klarer, schärfer; sie gehen weiter. Ich dachte an Vergangenheit und Zukunft, an die der Fürsten und Völker, an —.

Da hinten sind sie, Pons, sagte der Schiffer.

In weiter Ferne zog sich ein schwarzer Streifen durch das Wasser. Er war breit und lang. Man glaubte, eine dicke, schwarze Mauer sei dort durch die ganze Breite des Haffs von Osten nach Westen gezogen.

Ja, da sind sie, wiederholte ich, und dachte auch an das, woran der Mann aus dem Volke gedacht hatte, nicht mehr an Fürsten und Völkerglück.

Fahr darauf zu, Mix! befahlen wir dem Schiffer.

Er ruderte auf die lange, schwarze Mauer zu. Wir kamen ihr näher. Auf einige hundert Schritte.

Auf einmal erhob sich ein furchtbares Getöse. Die schwarze Mauer erhob sich, in ihrer ganzen Breite, in ihrer ganzen Länge. Aus dem Wasser war sie verschwunden. Sie stand oben am Himmel, hoch über dem Wasser, über unseren Köpfen. Aber nicht lange. In der Luft zertheilte sie sich.

Die Mauer war gebildet gewesen durch Tausende von wilden Enten.

Die wilde Möve nahet auf dem Wasser sich dem Menschen; sie umfliegt die Schiffe. Sie redet sie mit ihrem unheimlichen Gekreisch an. Es ist als wenn sie wüßte, daß der Mensch ihr nichts zu Leide thut.

Anders ist es mit der wilden Ente. Sie weiß, daß der Mensch auf sie Jagd macht. Sie fliehet vor ihm, so weit sie kann. Deshalb findet man auch auf dem Haff sie bei Tage nicht, oder nur selten, in der weitesten Entfernung. Aber des Abends, wenn die Fischer das Wasser verlassen und nach allen Seiten zu ihren Dörfern zurückkehren, dann versammeln sie sich

in ungeheuren Schaaren auf dem von jenen verlassenen Gebiete, und nun kann man sie jeden Abend in jener langen dichten Reihe ihren Fang und zugleich ihr Bankett halten sehen. Erst wenn es völlig dunkel geworden ist, zerstreuen sie sich wieder, um, meist in den Schilfinseln, ihr Nachtquartier zu suchen.

Die Nacht war schon so dunkel, wie sie bei wolkenlosem Sommerhimmel werden sollte. Die aufgescheuchten Thiere vereinigten sich nicht wieder, um Fang und Schmaus fortzusetzen. Auch das Geschrei, das sie bei der Störung erhoben hatten, verstummte. Sie flogen still ihren Nachtquartieren zu. Nach wenigen Minuten war keine Feder mehr zu sehen, weder im Wasser, noch in der Luft.

Jetzt begann die Zeit der Jagd.

Der Kahn ruderte zurück, anfangs schnell, bald langsamer und, je näher er wieder zu den Schilfinseln kam, immer leiser. Zwischen dem Schilfe schliefen sie; hier mußten sie überrascht werden. Es giebt kein aufmerksameres, wachsameres, flüchtigeres und wilderes Wild, als die wilde Ente. Nur mit der größten Vorsicht konnte man sich ihnen nahen. Das geringste Geräusch, ein Schlag des Ruders, ein Husten, Räuspern, ein zu lautes Athmen hätte sie aufgescheucht. So mußte man bis ganz dicht an das Schilf gelangen. Wir er-

reichten es. Wir hielten den Athem an. Der Jäger hatte die linke Hand auf den Kopf des Hundes gelegt, der ihre Nähe schon witterte, daß er sich nicht rühren solle. In der rechten hielt er das schon für beide Läufe gespannte Gewehr. Der Kahn war geräuschlos herangeglitten. Er hielt. Todtenstille herrschte, im Kahn, auf dem Wasser, im Schilfe. Kein Rohr rauschte; kein Wellchen plätscherte; kein Athmen wurde gehört.

Hallo, Bello! rief der Jäger laut.

Ra, ra, schrie der Litthauer.

Der Hund bellte.

Tausende von wilden Enten flogen in dichten Schwärmen, plötzlich aufgescheucht, wirr und wild aus dem Schilfe empor.

Zwei Schüsse fielen unter sie.

Manche Ente fiel prasselnd in Schilf und Wasser zurück.

Die anderen flogen schreiend und kreischend davon.

Die Arbeit Bello's, des Jagdhundes, begann. Ohne daß man ihn auffordern mußte, sprang er in das Wasser; er schwamm zwischen das Schilf und brachte eine der von den Schüssen getroffenen Enten nach der anderen in seinem Maule her, manchmal zwei auf einmal. So lange noch ein einziges Thier, todt oder lebendig, zwischen dem Rohre sich befand, stand

er von seinem geschäftigen Arbeiten nicht ab. Die wilde Ente ist eben so klug als scheu; das angeschossene Thier taucht unter, verkriecht sich, fliehet. Der Hund war klüger, gewandter. Er fand, er erjagte, er ergriff Alles. Wenn nichts mehr zu fangen und zu bringen da war, erst dann kratzte er mit seinen Vorderpfoten an dem Schiffe, ein Zeichen, daß er hineingehoben sein wolle. Er wurde hineingehoben. Der Kahn kehrte nach Hause zurück. —

Doch auch zurück von Jagdgeschichten zu der Geschichte der beiden Personen, die in das Haff hineingejagt wurden.

Der Nachen glitt den Strom hinunter, dem Haffe zu.

Es war noch tiefe Nacht. Das Auge konnte die Finsterniß nur auf eine geringe Strecke durchdringen. Es war nirgends eine Bewegung zu entdecken. Auch ein Geräusch war nirgends zu hören. In dem Dorfe zu beiden Seiten des Stromes schien Alles im tiefsten Schlafe zu liegen. Der Strom war zwar nicht leer, im Gegentheile lag Schiff vor Schiff, die ganze Fischermarine von Inse, an beiden Ufern wohl angekettet, auf dem Wasser, aber weder in noch zwischen den Schiffen regte oder bewegte sich etwas. Selbst das Wasser war regungslos.

Der Nachen erreichte das Haff. Der Blick erweiterte sich nicht. Nur die Ufer des Wassers waren verschwunden. Sonst war Alles dunkel und grau. Nur hin und wieder hoben aus der grauen ebenen Masse dunklere, höhere Punkte sich hervor. Es waren die Schilfinseln. Der Nachen hatte sich schon zwischen einzelnen hindurchgewunden. Er ruderte den anderen entgegen, um sich auch an ihnen vorbeizuwinden.

Auf einmal wurde die Stille der Nacht, des Wassers unterbrochen. Hinter den Fliehenden, in der Gegend des Dorfes Inse, wurde es laut. Es war ein unbestimmtes Geräusch, aus dem man Vielerlei machen konnte.

Die junge Dame wurde ängstlich. Sie lehnte sich dichter an ihren Begleiter und Beschützer.

Gustav Walter wurde aufmerksam. Er sah sich nach dem Schiffer um.

Der Litthauer schien auf das Geräusch nicht zu achten.

Hörst du die Töne in der Ferne? fragte der junge Mann den Schiffer.

Ich höre, war die Antwort.

Sie war kurz, aber nicht träge oder gleichgültig. Vielmehr schien auch der Litthauer jetzt auf das Geräusch sehr aufmerksam zu achten.

Es kommt aus der Richtung des Dorfes? fragte der junge Mann weiter.

Es kommt aus dem Dorfe.

Und was bedeutet es?

Die Leute fahren aus.

Wer?

Die Fischer.

Zum Fischen?

Zum Fischen.

Aber so früh? Es ist noch tief dunkel.

Sie gehen heute früher.

Und warum heute?

Du bist ein Freund von dem Sohne des Pfarrers?

So sagte ich dir.

Also auch ein Deutscher. Du hast dich nur als einen litthauischen Burschen verkleidet, wie die Dirne, die Madline, dort.

Du wolltest mir sagen, warum die Leute so früh ausfahren.

Du bist ein Deutscher. Ich werde es dir nicht sagen.

Haben wir Verfolgung zu befürchten?

Ich weiß es nicht.

Was denkst du darüber?

Ich glaube es nicht. Die Litthauer verrathen

die Dirne nicht. Es weiß auch Niemand, daß wir auf dem Haffe sind.

Gustav Walter fragte nicht ferner.

Der Kahn glitt zwischen den Schilfinseln rasch weiter.

Dennoch verschwand das Geräusch nicht. Es schien sich sogar zu nahen.

Jene Töne scheinen uns zu folgen, hob Gustav Walter von neuem zu dem Schiffer an.

Sie folgen uns, war wieder die kurze Antwort, die auch wieder Aufmerksamkeit, aber nicht die geringste Aengstlichkeit des Schiffers verrieth.

Fahren die Leute in der That nur zum Fischfang aus?

Nur.

Der junge Mann mußte darauf verzichten, von dem einsylbigen Litthauer Auskunft zu erhalten. Er schien auch nach einiger Zeit zu errathen, um was es sich handle.

Das Geräusch kam näher. Es blieb in der That bald nicht mehr zweifelhaft, wodurch es verursacht wurde. Eine Menge von Schiffen ruderten und segelten hinter dem Nachen her, schneller als dieser. Wahrscheinlich war es jene gesammte Fischermarine des Dorfes, die an den Ufern des Insestromes gelegen

hatte. Die Schiffe mußten in sehr dicht geschlossenen Reihen fahren, denn sie stießen häufig gegen einander. Davon rührte hauptsächlich das Geräusch her, das man hörte. Menschliche Stimmen vernahm man nicht.

Doch es wurden auch diese laut. Freilich in einer überraschenden Weise.

Das Geräusch des Segelns, Ruderns und Gegeneinanderstoßens der Schiffe hörte plötzlich auf. Es war, als wenn auf ein verabredetes Zeichen sämmtliche Schiffe Halt gemacht hätten. Unmittelbar darauf ertönte ein lauter Gesang von Hunderten von Stimmen. Männer- und Weiberstimmen nahmen gleichen Theil daran. Es war einer jener gewöhnlichen rohen und rauhen, schreienden und schrillenden, melodielosen Gesangsweisen der Litthauer. Nur waren die Töne langsamer, getragener, manchmal beinahe feierlich. Jedenfalls sollten sie feierlich sein.

Sie machten einen eigenthümlichen Eindruck. Plötzlich, in der Stille der Nacht, mitten auf dem unendlich sich ausbreitenden Wasser, von Hunderten unsichtbarer Stimmen emporgetragen, rauh, schreiend, langsam, lang anhaltend — war das ein Chor unsichtbarer Wassergeister, die aus dem tiefen nassen Grunde an die Oberfläche heraufgetaucht waren, in dunkler,

stiller Erdennacht ein seltsames, dem Menschen unerklärliches Fest zu feiern?

Nach dem Opfer, das in der Nacht in dem Dorfe Inse dargebracht war, konnte über Veranlassung und Bedeutung des Gesanges kein Zweifel sein. Das Opfer der Nacht hatte dem Fischfange gegolten. Die Weiber hatten in Gefäßen das Blut des geopferten Thieres aufgefangen. Das ganze Dorf war jetzt in das Haff gefahren, um, unter besonderen Ceremonien und unter Begleitung jenes Gesanges, das Wasser mit dem Blute zu besprengen, und auf diese Weise den reicheren Fischfang wieder herzustellen. Daher auch die Aufmerksamkeit des Schiffers, der von dem Vorhaben wußte und nicht dabei sein konnte; daher auch das Schweigen des Mannes, der den abergläubischen Gebrauch nicht verrathen durfte.

Der Gesang dauerte lange. Sämmtliche Schiffe hielten, so lange er dauerte. Der Nachen der Flüchtlinge glitt weiter in die Mitte des Haffes hinein. Der Gesang schallte zuletzt nur noch schwach aus weiter Ferne zu ihnen herüber.

Gustav Walter wurde unruhig. Der Augenblick, in welchem der Schiffer entdecken mußte, daß er auch nicht die Magd des Pfarrers, sondern statt derselben einen wildfremden Menschen fahre, war nicht mehr

aufzuschieben. Der Weg nach Schaaken, wohin der Pfarrerssohn den Nachen gemiethet hatte, führte nach Südwesten. In beinahe völlig entgegengesetzter Richtung, nach Norden, ein klein wenig östlich, lag Schwarzort, das Reiseziel der Flüchtlinge.

Der Schiffer schlug den Weg links, nach Südwesten, ein.

Gustav Walter erhob sich.

Bleiben Sie ruhig, Justine! flüsterte er seiner Begleiterin zu. Verrathen Sie unter keinen Umständen Furcht!

Er trat zu dem Schiffer.

Wohin steuerst du, Mann? fragte er.

Das weißt du nicht? fragte der mißtrauische Litthauer.

Zum Teufel, Bursch, ich will mich überzeugen, ob auch du es weißt.

Hatte der junge Mann gemeint, den Litthauer einzuschüchtern, so hatte er sich geirrt.

Wohin ich, erwiederte der Andere kaltblütig, deinem Freunde versprochen habe zu fahren, dahin fahre ich.

Gustav Walter mußte den geraden Weg einschlagen, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Höre Bursch, sagte er, der Pfarrerssohn wollte nach Schaaken —.

So ist es.

Ich aber will nach jener Richtung hin, nach Norden!

Da liegt ja Klaipeda (der litthauische Name der Stadt Memel).

Eben in die Gegend will ich.

Mit der Dirne?

Mit der Dirne.

Madline! rief der Schiffer zu dem verkleideten Knaben hinüber.

Was willst du von ihr?

Ich will mit ihr selber sprechen!

Gustav Walter mußte vollends heraustreten.

Bursch, fragte er, was war dir für die Fahrt nach Schaaken versprochen?

Nichts. Der Sohn des Pfarrers konnte mir geben, was er wollte.

Du bekommst drei Thaler für die Fahrt nach Memel.

Der Litthauer rechnete.

Neun Gulden?

Er berechnete aber auch die Situation. Sie mochte ihm für sein Interesse nicht ungünstig erscheinen. Er war ein kräftiger Bursch, mit zwei starken Rudern bewaffnet. Seine Landsleute waren nicht allzufern. Er

konnte sie jedenfalls bald ganz in der Nähe haben. Nach vollendetem Opfer zerstreuten sie sich. Ein Theil schlug bestimmt die Richtung zu ihm ein. Er brauchte nur mit dem Rudern einzuhalten, um sie zu seiner Hülfe bei sich zu haben; denn wahrscheinlich verstand der Fremde von dem Rudern nichts oder nur wenig. Desto mehr schien diesem daran zu liegen, nicht nach Schaaken zu fahren. Endlich war ihm dieses dunkel, unerklärlich.

Ich fahre nach Schaaken, sagte er. Dahin hat mich dein Freund bestellt.

Bursch, sei nicht eigensinnig!

Der Litthauer antwortete nicht. Statt dessen hielt er den Kahn strenger in südwestlicher Richtung.

Wollte Gustav Walter ihm noch imponiren, so mußte es schnell geschehen. Auch ihm konnte es nicht zweifelhaft bleiben, daß bald ein großer Theil der Fischer sie könne eingeholt haben. Zugleich hielt er den Litthauer wirklich für eigensinnig.

Er trat entschlossen dicht an den Schiffer heran.

Bursch, ich befehle dir, nach Memel zu fahren!

Er zog ein Pistol unter dem Rocke hervor.

Der Litthauer sah es.

Er ließ die Ruder ruhen.

Nun? fragte der junge Mann.

Der Litthauer lachte.

Wirst du fahren, Bursch?

Höre, Mann, sagte der Litthauer kalt, ich hatte Recht, daß du ein dummer Deutscher bist. Du willst mich erschrecken? Du meinst, ich sollte mich fürchten, daß du mich erschießen könntest! Du willst den Verfolgern entfliehen. Du bist sehr eilig. Kannst du denn, wenn du mich erschossen hättest, so eilig rudern, daß du jenen da entkommst, die hinter uns sind?

Gustav Walter schwieg.

Er hatte die Worte: ich kann — auf der Zunge; aber er mochte sich der neuen Unwahrheit schämen.

Der Litthauer wandte sich noch einmal an die Begleiterin des jungen Mannes.

Madline, rief er, warum sprichst du denn nicht?

Höre, Bursch, hob Gustav Walter wieder an. Jener Knabe ist nicht Madline.

Das ist nicht das Mädchen? Wer ist es denn?

Bekümmere dich nicht darum. Wir wollen unserem Streite ein Ende machen.

Du giebst bessere Worte! Warum giebst du nicht auch besser Geld?

Also das war es? Fordere!

Nach Memel willst du?

Nach Memel. Nicht einmal so weit, nur zur Nehrung diesseits Memel.

Und zu welchem Orte?

Fordere! Fordere bis Memel!

Gieb mir funfzehn Gulden!

Hier sind sie.

Und einen Maggaricz!

Doppelt, wenn du gut fährst.

Der Litthauer drehete den Nachen und fuhr nach Norden.

Er ruderte mit frischen Kräften. Aus Südwesten blies auf der Höhe des Haffes ein leichter Wind, den nahenden Morgen ankündend; er schwellte das Segel des Kahnes. Dieser flog desto schneller auf dem leise gekräuselten Wasser dahin.

Der Morgen brach an. Der Sonnenaufgang ist schön auf dem Haffe, wenn man ihn von der nordwestlichen Seite, von der Nehrung aus sieht. Morgenröthe und Sonne erheben sich dann ganz hinten aus der unübersehbaren Wassermasse hervor, und erleuchten und vergolden diese immer mehr und mehr. An der Ostseite aber hat der Anblick nichts Besonderes. Einige gelbe, röthliche Streifwolken erheben sich über der nahen, flachen Küste; ihnen folgt, aus Baumspitzen hervortauchend, die Sonne selbst, die Wasser-

fläche mit Einem Male erhellend. Nebel, die sie vor sich herjagen, auf- und auseinander rollen und zuletzt in alle Lüfte zerstreuen könnte, halten sich im Sommer selten über dem Haffe auf.

Die Sonne ging klar auf. Die Scheibe stieg rasch empor. Der Nachen befand sich auf dem hohen Wasser. Von der östlichen Küste war man etwa eine Stunde weit entfernt. Es waren nur einzelne Bäume zu entdecken. Inse war nicht mehr zu sehen. Auf der anderen Seite traten die Spitzen und Sandbänke der Nehrung höher und klarer hervor, als man sie vom jenseitigen Ufer erblicken konnte. Außerdem war nur Wasser zu sehen. Die Fischerkähne, die das Haff befahren, gehen erst mit der aufgehenden Sonne aus.

Der Nachen war schnell voran geeilt. Die Fischer von Inse waren seinem Gesichtskreise entschwunden. Nur zwei oder drei Segel tauchten hinten aus dem Wasser auf, kamen aber bald wieder außer Sicht. Wahrscheinlich hatten sie sofort ihr Geschäft des Fischfanges begonnen.

Der Nachen war klein und schmal. Es war ein gewöhnlicher Nachen, wie sie in den kleinen Flüßchen und Gräben der tiefern Niederung für den täglichen Verkehr gebraucht werden. Bei dem ruhigen, im Frühsommer jener Gegend selten veränderlichen Wetter war

er auch ohne alle Gefahr zu einer Fahrt auf dem Haffe zu benutzen, zumal, wenn diese nur bis nach Schaaken, also auch immer in der Nähe der Küste gehen sollte. Es befanden sich nur zwei Bänke darin. Die eine, am hinteren Ende, war die Bank für den Ruderer; sie war so schmal, daß nur dieser allein Platz darauf hatte. Die andere war zwischen der Mitte und dem vorderen Ende des Kahnes angebracht. Sie war gleichfalls schmal. Zwei Personen konnten darauf neben einander sitzen, aber sie mußten so eng beisammen sein, daß sie einander berührten. Auf dieser Bank saßen die junge Dame und ihr Begleiter.

Sie saßen beisammen, dicht, Einer den Anderen berührend, die Aristokratin, der Leibeigene.

Aber der Leibeigene war ein Mensch von Bildung des Geistes und des Herzens. Sein Beruf hatte die Erwerbung einer Menge von Vorkenntnissen, selbst wissenschaftlichen, erfordert. Er hatte sie sich reichlich erworben, durch die Mittel, die ihm seine Mutter nach Deutschland mitgegeben hatte, durch die Unterstützung seiner Verwandten in Deutschland. Mit ihnen hatte er sich eine allgemeinere Bildung erworben. Der Umgang mit seinen deutschen Verwandten, der Familie eines fürstlichen Hofgärtners, durch die er selbst mit der höheren Gesellschaft in Berührung gekommen

war, hatte der inneren Bildung auch die äußere hinzugefügt.

Seine innere Bildung war vielleicht eine umfassendere und gründlichere, als die der russischen Gräfin, die vielleicht nur von einer phrasenreichen französischen Gouvernante Phrasen und von einer halbgebildeten deutschen Erzieherin halbverstandene Brocken des halben Wissens gelernt hatte. Denn mehr als Phrasen verstehen nur sehr wenige französische Gouvernanten; und andere als halbgebildete, in der Heimath durch das Examen gefallene oder sonst ausrangirte deutsche Erzieherinnen geben sich selten dazu her, von dem übermüthigen und rohen russischen Adel als Domestiken mißhandelt zu werden. Hatte die Gräfin Lydia Szillgowska andere und bessere Kenntnisse und Bildung, so hatte sie dieselben wohl nur dem eigenen Fleiße und dem eigenen Talente zu danken.

Beide waren verfolgte Flüchtlinge. Die Verfolgung war noch dicht hinter ihnen.

Aber der Leibeigene hätte ihr längst entgehen können. Er war nur noch in Gefahr, weil er die Aristokratin nicht verlassen wollte. Sie war ohne ihn schutzlos, rettungslos. Er hatte sie bisher beschützt, gerettet. Er wollte sie ferner schützen und retten.

Und der Leibeigene floh vor einer ungerechten,

tyrannischen Verfolgung, vor einem Verrathe, einer Grausamkeit, einer Barbarei, der seine arme Mutter schon erlegen war.

Die Aristokratin dagegen —? Der junge Mann glaubte an ein Verbrechen, und die Dame wußte, daß er daran glaubte.

Ihre Arme, ihre Schultern berührten sich. Die Gesichter hatten sie von einander abgewendet. Jedes sah nach der anderen Seite, in das Wasser hinein, über die Wasserfläche dahin. So saßen sie, äußerlich ruhig und schweigend. In ihrem Inneren mochte es desto unruhiger und lauter sein.

Die Sonne hatte sich höher erhoben. Sie hatte vollständig die Frische und Kühle des grauen Morgens vertrieben. Ihre Strahlen brannten schon. Der Kahn ging schnell; schneller als vorher; der Westwind hatte sich verstärkt; er blies so voll und kräftig in das Segel, daß der Schiffer die Ruder konnte ruhen lassen.

Der Kahn ging immer nach Norden. Er hielt die Mitte des Haffes. Das flache Ufer rechts war verschwunden. Die nach Memel zu sich mehr, manchmal zu kleinen Bergen, hebende Nehrung war klarer hervorgetreten. Anderes Land war nicht zu sehen.

Die Blicke der Gräfin schweiften nach jenen Bergen hin sehnsüchtig und doch in tiefer Trauer.

Sie unterbrach das Schweigen.

Schwarzort nannten Sie die Gegend, in der wir landen müssen? fragte sie ihren Begleiter.

Schwarzort; es ist ein Dörfchen.

Und liegt hinten auf der Nehrung?

An jenen Bergen, im Hintergrunde.

Waren Sie schon da?

Nein. Aber ich habe mir die Gegend genau beschreiben lassen.

Glauben Sie uns dort in Sicherheit?

Beinahe. Die Nehrung ist dort schmal. In der Mitte erhebt sich ein kleiner Berg. Zu beiden Seiten des Berges liegt das Dorf, meist aus Fischerhütten bestehend, zu der einen Seite am Haff, zu der anderen an der Ostsee. Wir landen am diesseitigen Ufer, überschreiten den Berg, nehmen auf der anderen Seite wieder einen Kahn, und fahren darin zu einem der englischen Schiffe, deren gerade jetzt mehrere dort liegen, um Holz einzunehmen.

Möchte unser Plan in allen seinen Theilen gelingen.

Ich hoffe es.

Sind Sie gewiß, daß wir dort ein englisches Schiff antreffen werden?

Ich kann es nicht bezweifeln. Allgemein, nament=

lich auch in Ruß, wo man gut unterrichtet ist, hörte ich von den englischen Schiffen sprechen, die bei Schwarzort vor Anker lägen, um Holz einzuladen, das englische Speculanten auf der Nehrung gekauft haben. Eins soll morgen oder übermorgen abgehen; die zwei oder drei anderen am Ende dieser oder zu Anfange der nächsten Woche.

Und Sie zweifeln nicht, daß man uns aufnehmen wird?

Die Engländer bekümmern sich um keine Pässe, nur um Geld.

O, Gustav, mir ist das Herz so schwer.

Lassen Sie Ihren Muth nicht sinken. Lassen Sie uns auf den Himmel vertrauen.

Gustav —!

Ihre zitternde Stimme stockte.

Was befehlen Sie?

Noch immer dieser fremde, kalte Ton!

Der junge Mann antwortete nicht.

Die zitternde Stimme der Gräfin fuhr fort. Sie hatte etwas auf dem Herzen, das sie fortschaffen mußte.

Gustav, ich verdanke Ihnen meine Rettung. Sie haben für mich Ihr Leben gewagt. Für mich, die Fremde, nicht einmal blos Fremde, für die Angehörige einer Familie, die Ihnen nur Böses zugefügt hat. —

Gräfin, aber schnell sich verbessernd, Justine, unterbrach der junge Mann sie, lassen Sie uns nicht von der Vergangenheit sprechen.

Doch, doch, mein Freund. Ich habe eine Schuld an Sie abzutragen. Nicht blos eine Schuld des Dankes. Sie müssen mich anhören!

Was hätten Sie mir zu sagen?

Viel, sehr viel. Sie müssen klar über mich werden. Sie müssen wissen, wen Sie gerettet haben.

Gräfin Lydia —.

Nicht das. Sie müssen mein Leben, mein Inneres kennen. Ich bitte Sie, hören Sie mich an!

Gräfin, sagte der junge Mann sehr ernst, darf ich bitten, vorher mich anzuhören? Ich hoffe auf Ihre wie auf meine Rettung. Wir sind dann nur noch wenige Tage beisammen. In England treten Sie wieder in Ihren hohen Rang ein; ich muß vielleicht dort in einen noch niedrigeren Stand zurücktreten. Wozu jetzt Entdeckungen und Erörterungen, die Ihnen später peinlich sein würden, die Sie nur zu bereuen hätten! Ich wiederhole die Bitte, lassen Sie uns nicht von der Vergangenheit sprechen!

Der ruhige, klare Ernst, mit dem er sprach, schien auch die Gräfin ruhiger und klarer gemacht zu haben. Ihren Sinn hatte er nicht geändert.

Ich habe Sie nicht unterbrochen, sagte sie. Hören Sie auch jetzt mich ohne Unterbrechung an! Sie werden dann auch zu beurtheilen vermögen, in welche Stellung die Zukunft mich wieder hineinführen kann. Ich muß zu Ihnen von der Vergangenheit sprechen. Ich wiederhole, Sie müssen klar über mich werden!

Gustav Walter schwieg.

Die junge Dame fuhr fort:

Sie kennen meinen Onkel Adalbert. Er ist ein schlechter, ein sehr schlechter Mensch. Sie wissen selbst, wie Jedermann ihn verabscheut.

Ich weiß es.

Sie kennen auch meinen Vater.

Ich habe ihn oft zu Szillkehmen gesehen.

Mein Onkel ist bedeutend jünger als mein Vater, gleichwohl beherrscht er diesen vollständig.

Leider. Niemand konnte es begreifen, obwohl es hieß, daß der Graf Joseph, Ihr Herr Vater, der wahre Eigenthümer von Szillkehmen sei, und der Graf Adalbert nur von seiner Gnade lebe.

So ist es, oder vielmehr, so sollte es sein. Mein Vater ist Eigenthümer von Szillkehmen. Er heirathete meine Mutter, eine Gräfin Georginska, die einzige Erbin des reichen Güterverbandes Georgiszken. Er räumte seinem Bruder darauf Szillkehmen, aber nur

für Verwaltung und Benutzung, ein. Er ist seitdem nicht mehr Herr in seinem Eigenthume. Das ist nicht genug. Meine Mutter starb früh. Sie hinterließ mich als einziges Kind. Nach ihrem Testamente gehört Georgiszken mir allein. Mein Onkel trachtet auch nach Georgiszken, durch meine Hand.

Durch Ihre Hand? rief Gustav Walter verwundert.

Sie haben nie davon gehört?

Im Gegentheile, man sprach —.

Der junge Mann brach, wie verlegen, ab, fuhr aber gleich darauf fort:

Freilich habe ich auch nie von jenem Testamente gehört. Man meinte, Georgiszken sei durch Heirath volles Eigenthum des Grafen Joseph geworden.

Mein Vater hatte seine Gründe, es geheim zu halten. Aber Sie wollten eines Gerüchtes erwähnen.

Es war nur eben ein Gerücht.

Theilen Sie es mir mit!

Man sprach von einer Vermählung des Grafen Adalbert mit der Gräfin Anastasia —

Meiner armen Stiefschwester! Sprach man mehr von ihr?

Nein.

Die Gräfin hatte die Frage rasch und angelegentlich ausgesprochen. Sie verfiel gleich nachher in tiefes,

trauriges Nachdenken. Sie saß lange, stumm vor sich nieder blickend. Die Bewegung ihres Gesichtes zeigte, daß sie über einen Entschluß mit ihrem Innern zu Rathe ging. Nach einer Weile schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben. Aber er mußte sie selbst nicht befriedigen.

Mit einem unruhigen Blicke nahm sie die Hand des jungen Mannes.

Gustav, sagte sie, zürnen Sie mir nicht. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Ich wollte es. Ich darf nicht.

Ihr Blick sammelte sich. Sie sah klar, bittend in sein Auge.

Gustav Walter schlug seinen Blick nieder.

Gustav, rief sie mit beinahe schmerzlicher Stimme. Mein edler Retter! Verkennen Sie mich nicht. Ich beschwöre Sie. O, wenn ich Ihnen diese unglückliche Lage mittheilen dürfte! — O, ich bitte Sie, sehen Sie mich an; sehen Sie in mein Auge, ob Sie Schuld darin lesen.

Er konnte den schmerzlichen, bittenden Tönen nicht widerstehen.

Er schlug sein Auge zu dem ihrigen auf. Er blickte tief hinein.

Sie sah tief in das seinige.

Sie drückte seine Hand.

Er erwiederte den Druck.

Sie zitterten Beide.

Zum Teufel, sagte der Schiffer, was ist denn das auf einmal?

Die beiden jungen Leute fuhren auseinander.

Der Kahn schwankte. Ein heftiger, plötzlicher Windstoß war in das Segel gefahren.

Der Schiffer sprang auf, das Segel einzuziehen.

Was hast du? fragte Gustav Walter den Schiffer.

Wohin wolltest du, Mann? fragte dieser zurück.

Schaffe uns nach Schwarzort auf der Nehrung.

Nach Schwarzort? Das ist nicht mehr möglich. Es ist noch drei Meilen von hier. Ich fürchte, ich kann dich nirgends mehr hinschaffen.

Was giebt es denn?

Hast du den Stoß nicht gefühlt? Der Wind sprang plötzlich um, nach Nordwest. In einer halben Stunde werden wir einen Sturm haben. Wenn wir das Leben retten wollen, so müssen wir das nächste Land zu gewinnen suchen.

Ein Sturm?

Der junge Mann warf einen Blick auf das kleine, schmale Fahrzeug, auf das weite Wasser, auf die erbleichende, ängstlich horchende Gräfin.

Hast du schon einen Sturm auf dem Haff erlebt, Mann? fragte der Schiffer.

Nein, aber auf der offenen See.

Da hast du nicht die Wuth eines Sturmes auf dem Haff kennen gelernt.

Gustav Walter dachte einen Augenblick nach.

Fahre an den nächsten Punkt der Nehrung!

Das ist nicht möglich, Mann. Von der Nehrung kommt der Wind, und wird gleich der Sturm kommen. Wir können nur nach Südost, nach dem Dorfe Windenburg. Du siehst dort die Häuser herüberragen.

Der Wind blies in der That von der Nehrung her. Er blies scharf, stark. Er war schon in der Minute seit dem Stoße stärker geworden.

Ich gebe dir das Doppelte, dreißig Gulden, wenn du uns zur Nehrung schaffst.

Unmöglich, Mann. Ich könnte deine Leiche nicht hinschaffen.

Das ängstliche Gesicht des Mannes bezeugte, daß er seine wahre Angst aussprach. Der fast von Secunde zu Secunde wachsende Wind bezeugte, daß die Angst keine ungegründete war.

So nahe am Ziele! rief der junge Mann.

Er wandte sich zu seiner Gefährtin.

Der Mann hat Recht, sagte die junge Dame. Der Wind ist schon schneidend. Er regt das Wasser schon auf. Er ist gerade gegen uns. Es ist eine Unmöglichkeit, die Nehrung noch zu gewinnen. Wir müssen uns in unser Schicksal ergeben, mein Freund.

Der Schiffer hatte schon Segel und Kahn herum gelegt, zurück nach dem festen Lande hin, dem Dorfe Windenburg zu.

Es wurde ihm kein Einspruch mehr gemacht. Es war ihm keiner zu machen.

Es erhob sich einer jener furchtbaren Stürme, die zwar selten, aber dann mit desto plötzlicherer und größerer Wuth das kurische Haff peitschen.

Der erste Stoß des umspringenden Windes war zugleich der letzte Moment gewesen, in welchem ein schnelles Umlenken des Schiffes nach dem östlichen Ufer hin noch Rettung bringen konnte.

Der Wind strich pfeifend und schrillend von den mehr und mehr, je näher man nach Memel kommt, sich hebenden Hügeln und Bergen der Nehrung über der Oberfläche des Wassers dahin. Er zog lange, breite Furchen in dieses hinein. Er zog diese mit rasender, fast mit der Schnelle des Pfeiles. Mit der rasenden Schnelle trieb er in den Furchen das leichte Fahrzeug vor sich her. Es flog. Aber es war ein

fürchterliches, entsetzliches Fliegen. Es war ein Flug wie mit den Flügeln des Todesengels.

Werft Euch nieder! rief der Schiffer den Flüchtlingen zu.

Sie legten sich auf den Boden des Nachens nieder.

Der Schiffer that desgleichen.

Es dauerte eine Viertelstunde, daß sie so gejagt wurden.

Nach Verlauf dieser kurzen Zeit war eine furchtbare Veränderung eingetreten. Der Himmel hatte sich nach und nach vollständig mit schwarzen Wolken bezogen. Die Finsterniß war dichter, wie die des Zwiedunkels geworden.

Auf dem offenen Meere jenseits der Nehrung war unterdeß der Sturm schon völlig ausgebrochen. Obwohl von der Nehrung so weit entfernt, daß man in dem Zwiedunkel sie nicht mehr sehen konnte, hörte man, wie in der weiten Ferne die Wogen der Ostsee wild und dumpf, gleich fern rollendem Donner, an das jenseitige Gestade anschlugen.

Auch auf dem Haffe wurde es anders. Der Wind strich nicht mehr pfeifend und schrillend über der Oberfläche des Wassers dahin. Er fuhr heulend und tobend von den Höhen der Nehrung herunter in die Wassermasse hinein, um sie von unten her in Wellen

aufzuwirbeln. Die Wellen flogen lang und hoch, in wilder, überstürzender Eile dahin. Auch sie trieben noch den Nachen voran. Das leichte Fahrzeug flog einer Nußschale gleich auf und nieder, aber es flog vorwärts. War es vorhin mit den Flügeln des Todesengels geflogen, so konnte man jetzt meinen, daß ein Engel des Lebens es stütze und halte und geleite, damit es nicht wankend umstürze an den Pforten des Todes, damit es nicht verschlungen werde von den Abgründen der Vernichtung.

Die schwache Dame hatte sich an ihren kräftigeren Begleiter fest angeklammert. Gustav Walter hielt sich mit beiden Händen an den Seiten des schmalen Fahrzeuges fest. Beide waren stumm in der augenscheinlichen Lebensgefahr.

Der Schiffer hatte sich an den dünnen Mast des Schiffchens angeklammert, den er zugleich fester hielt. Er betete laut; in seiner Todesangst nicht zu den litthauischen Göttern.

Ein lautes Geschrei trieb den Schiffer in die Höhe. Der Nachen war noch hundert Schritte vom Ufer entfernt. Von Menschen, die an dem Ufer versammelt waren, rührte das Geschrei her. Es waren Rufe des Schreckens und der Angst für das schwache, von den Wogen daher gejagte Fahrzeug.

Das Schiff trieb in der wilden Wuth des Sturmes gerade auf das Ufer zu.

Habt Acht! rief der Schiffer den Flüchtlingen zu. Habt Acht, daß Ihr Euch die Köpfe nicht zerschellt! Das wird ein furchtbarer Stoß werden.

Gustav Walter nahm die junge Dame in seine Arme; er hielt sie schwebend, daß der Stoß sie nicht treffen solle.

Er dachte nur an sie.

Das Schiff flog an das Ufer. Das Ufer war flach. Die Wellen warfen das leichte Fahrzeug weit über den Rand des Ufers hinweg, in das Land hinein. Es fiel mehr, als es gestoßen wurde. Die Erschütterung war desto gelinder.

Die drei Schiffenden waren gerettet.

Eine Minute später wäre ihre Rettung unmöglich gewesen. Jetzt erst, jetzt aber plötzlich, begann jener wahre Sturm des Haffes, von dem der Schiffer gesprochen hatte. Der Wind stürzte sich rasend, brüllend, die Bäume entwurzelnd, von der Höhe der Nehrung hernieder, senkrecht in die Tiefe des Wassers hinein, bis auf dessen untersten Grund, und stieß es von hier wild, wüthend, zischend, brausend, donnernd, senkrecht in die Höhe hinauf. Die Stöße waren kurz, scharf abgebrochen, sie folgten in desto kürzeren Zwischen-

räumen auf einander, Stoß auf Stoß, Schlag auf Schlag. Sie durchwühlten die ganze ungeheure Wasserfläche. Rollende Wellen sah man nicht mehr. Aber das ganze Haff sah aus wie ein endloses Heer wilder, schwarzer, riesiger Ungeheuer, die, mit einem dunklen Schaume gekrönt, aus einem unermeßlichen Abgrunde senkrecht auf- und senkrecht niederstürzten und in blinder Wuth sich gegenseitig zerbrachen. Dabei war jeder einzelne Stoß ein schwerer, dumpfer Donnerschlag. Und diese Schläge krachten zu vielen Tausenden auf einmal und ohne Aufhören.

Ein Schiff, das von solchem Sturme auf der Höhe des Haffes ereilt wird, ist unrettbar verloren.

Die Schiffenden waren gerettet. Sie waren in der Nähe des Dorfes Windenburg auf das Land geworfen. Sie hatten, als der Wind begann, sich gerade in dessen Richtung nach dem Dorfe hin befunden. Der Wind hatte seine Richtung nicht geändert.

Die Bewohner des Dorfes hatten sich vielfach an dem Ufer versammelt, um das schreckliche, aber erhabene Schauspiel des stürmenden Haffes zu sehen. Sie hatten das kleine Fahrzeug mit den drei Menschen darin erblickt. Der augenscheinlichen Lebensgefahr hatte ihr Geschrei gegolten.

Die junge Dame lag beinahe ohnmächtig in den

Armen Gustav Walters. Gustav Walter selbst konnte sich und seine süße Last kaum aufrecht halten.

Der Schiffer war Litthauer und war zu Litthauern gekommen. Sein erster Blick war ein fragengender auf die Männer, die ihn umgaben. Der fragende Blick wurde verstanden. Es wurde ihm eine große Branntweinflasche gereicht. Er that einen großen Zug daraus.

Als er den Zug gethan hatte, sagte sein dankbarer Blick: Ah, das Leben ist doch süß!

Auch die beiden anderen Geretteten mochten das denken. Aber sie hatten keine Zeit, es auszusprechen.

Mann, woher kommst du in solchem Wetter? fragte einer der Männer den Schiffer.

Aus Inse, war die Antwort.

Aus Inse? wiederholte überrascht, glücklich überrascht, aus dem Haufen eine Stimme.

Man kann in dem glücklichen Deutschlande nicht viele Schritte weit gehen, ohne durch seine eigenen Augen sich zu überzeugen, daß man sich überall unter dem Schutze von Gendarmen und Polizeidienern sicher und glücklich befindet. Die preußische Provinz Preußen gehört zwar nicht zum deutschen Bunde, aber doch zum deutschen Lande.

Unter den Menschen am Ufer befanden sich auch zwei Gendarmen.

Sie sprangen rasch vor, als sie den Namen Inse hörten. Sie sahen den Schiffer an, sie sahen die beiden Personen an, die dieser gefahren hatte, sie sahen einander an.

Sie sind es! sagte der Eine zu dem Anderen.

Sie sind es! bestätigte der Andere.

Sie gingen auf die beiden Flüchtlinge zu.

Haben Sie Pässe?

Nein, antwortete Gustav Walter. Sie sehen, wir tragen nichts bei uns.

Sie sind arretirt. Folgen Sie uns!

Ende des dritten Bändchens.

Unter dem [illegible] Ufer begegneten sich auch zwei Grenzwächter.

Sie schwiegen [illegible], als sie den [illegible] hörten. Sie sahen den Schiffer an, sie sahen die beiden Personen an, die bisher [illegible], sie blieben [illegible].

Sie sind es! sagte der Eine zu dem Anderen.

Sie sind es! bestätigte der Andere.

Sie gingen auf die beiden Flüchtlinge zu.

Haben Sie Pässe?

Nein, antwortete Gustav Walter. — Wir [illegible], wir [illegible] nichts bei uns.

Sie sind erkannt. Folgen Sie uns!